SUDETEN LAND

VIERTELJAHRESSCHRIFT

für Kunst

Literatur

Wissenschaft

und Volkstum

ZWEITER JAHRGANG

HEFT I 1960

DB
200.5
S78
v.2-3

439034

Bruno Brehm

Darf ich offen sprechen?

Im Juni 1918 war ich vorne auf dem Beobachtungsstand bei der Infanterie. Ich überprüfte die Sperrfeuerliste und schwenkte das Scherenfernrohr nach den Zielen. Es dämmerte bereits. Der Kompaniekommandant kam zu mir in den Stand. Ich hatte schon früher ein paarmal mit ihm gesprochen und wußte, daß er ein Professor an einem tschechischen Provinzgymnasium war. Er war klein und mager und schien verdrossen.

„Diese Casara Tanzer", murrte er, „die wir morgen stürmen sollen, ist gespickt mit Maschinengewehren und Minenwerfern. Bist du gut eingeschossen?"

„So leidlich. Mein Lieber, die Munition ist knapp."

„Schöne Aussichten!"

„Aber wenn wir die Casara Tanzer nehmen", tröstete ich ihn, „dann können wir durch die Frenzella-Schlucht vorstoßen und in die Tiefebene vorrücken, und dann ist alles gewonnen."

„Das klingt wie Bonapartes Ansprache an die italienische Armee", höhnte der Kompaniekommandant, „wenn ich nicht irre zu Albenga und 1796."

„Die hat uns gestern ein junger Generalstabsmajor bei der Gruppe gehalten", erwiderte ich. „Soldaten, ihr seid halbnackt und schlecht gekleidet, man schuldet euch viel und kann euch doch nichts geben. Eure Geduld und der Mut, den ihr in den Felsen zeigt, sind bewundernswert, aber sie bringen euch keinen Ruhm. Ich werde euch in die fruchtbarste Ebene der Welt führen. Euch werden reiche Städte, gesegnete Provinzen in die Hand fallen, alle Reichtümer werdet ihr in Hülle und Fülle haben! Soldaten der italienischen Armee, wird es euch an Mut fehlen?' Das haben wir gestern bei der Gruppe zu hören bekommen."

„Es stimmt alles, was Napoleon gesagt hat", entgegnete der tschechische Leutnant. „Wir sind genau so verhungert und zerlumpt wie damals die Franzosen, wir haben keine Munition und wir stehen dicht vor der fruchtbarsten Ebene der Welt. Aber sag mir doch, bitte, wo der Napoleon bei uns ist?"

„Den brauchen wir nicht mehr", stellte ich fest. „Denn jetzt kann es nicht mehr schief gehen. Die Deutschen stehen am Damenweg, der nächste Sprung bringt sie nach Paris."

„Und darüber, glaubst du, soll ich als Tscheche mich freuen? Wenn wir morgen hier durchbrechen, wenn die Deutschen in Paris und die Österreicher in Mailand sind, dann haben wir Tschechen den Krieg verloren. Verstehst du das nicht? Darf ich offen sprechen?"

„Wenn es dein Herz erleichtert, bitte!"

„Zuerst muß ich dir sagen, wer ich bin. Ich bin ein lediges Kind. Meine Mutter war Hausnäherin. Ich bin auf dem Dorf bei meiner Großmutter aufgewachsen. Ledige Kinder sind eine Last. Einmal sagte die Großmutter zu mir: ‚František, so wie du

WENZELWERKSTATT, PRAG (1389) „Das Sternbild des Adlers"
(s. Bildernachweis)

sieht die Sünde aus.' Der Pfarrer hat mich studieren lassen. Ich hab nicht ins Seminar gewollt, deshalb mußte ich mich später allein fortbringen."

Ein italienischer Scheinwerfer fingerte über uns weg.

„Die drüben sind seit einiger Zeit nervös. Aber das ewige Räderrollen in den Nächten muß auch ein Tauber hören. Laß mich zu Ende erzählen. Alle Prüfungen mit Auszeichnung. Sub auspiciis Imperatoris. Den Ring des Kaisers hab' ich daheim gelassen. Für meine beiden Buben. Ich werde dir dann das Bild zeigen. Ich hab' ein Stipendium nach Paris bekommen. Kennst du Paris? Nicht? Es ist fast schöner als Prag, es liegt nur nicht so herrlich. Hier kannst du das Bild meiner Frau sehen." Er hielt mir das Bild einer üppigen Frau mit zwei kleinen Buben in Matrosenanzügen hin.

„Darüber kann man sich doch freuen?" sagte er. „Und da soll ich mich morgen auf der Casara Tanzer von dir oder von den Italienern zusammenschießen lassen!"

„Muß es gerade dich erwischen?"

„Ich hab' ein so eigenes Gefühl", gestand er.

„Darauf kann man gar nichts geben", erwiderte ich. „Am Abend bevor es mich erwischt hat, war ich in der allerbesten Stimmung, wir glaubten damals alle, das Schwerste sei schon geschafft und nun komme der große, der vollkommene Sieg."

„Wann war das?" wollte der tschechische Leutnant wissen.

„Anfang September 1914."

„Ich habe gehört, daß du gefangen warst."

„Zwei Jahre. Dann haben sie mich ausgetauscht."

„Darf man dann wieder an die Front? Hast du noch nicht die Nase voll gehabt?"

„Nicht an die russische Front."

„Und ihr habt damals geglaubt, daß ihr das Schwerste schon überstanden habt? Im September 1914?"

„Am Abend vor der Gefangennahme bin ich mit meinem tschechischen Hauptmann an der Straße vor Tomaschow gestanden. Da haben sie einen Transport russischer Gefangener vorbeigetrieben, und da hat mein Hauptmann zu mir gesagt: ‚Wenn man die sieht, fühlt man, daß wir doch zu euch gehören.'"

„Und wie waren die Russen zu euch?"

„Die einen haben uns geküßt und die andern haben uns bestohlen."

„Sind viele Tschechen drüben?"

„Das kann ich nicht sagen, man hat uns immer gleich von ihnen getrennt. Aber Invalide, die dann zu uns gestoßen sind, waren wenig entzückt von den slawischen Brüdern."

„Du weißt, daß wir ein ruthenisches Regiment sind", sagte der Leutnant. „Meine Leute wissen noch weniger, wofür sie sterben sollen als ich. Bist du mir böse, wenn ich das so frei heraussage? Du hoffst, morgen oder übermorgen schon unten in der Ebene zu sein und die ganze italienische Armee gefangen zu nehmen, damit du dir sagen kannst: Der Sieg hat mich belohnt für meine Leiden! Aber würdest du dich dann nicht aufs hohe Roß setzen und auf uns armselige Tschechen herunterschauen, die dann in den Augen der Sieger ein Volk von Überläufern und Saboteuren sein würden?"

„Es ist besser, du sagst offen, was du dir denkst", erwiderte ich, „damit es mir nicht so geht wie vor einem dreiviertel Jahr im Suganatal. Da war ich vorne bei den

Bosniaken im Graben und ein slowenischer Oberleutnant führte mich freundlich herum und lud mich dann noch zu einem Slibowitz ein. Am nächsten Tag war er drüben bei den Italienern und führte zwei von Udine herangeholte Brigaden gegen unsere Stellungen."

„War das nicht ein gewisser Pujko?"

„Ich glaube, so hat er geheißen. Er war Gymnasialprofessor wie du."

„Ich muß jetzt zu meinen Leuten schauen," sagte der tschechische Leutnant und verließ meinen Unterstand.

Mitte der Dreißiger Jahre saß ich mit meiner Frau und den drei Kindern in einer Gastwirtschaft an einem Kärntnersee beim Mittagessen. Meine Frau brach mit den Kindern etwas früher auf, um die Kleinen niederzulegen. Ich blieb noch eine Weile rauchend zurück. Da stand am Nachbartisch ein kleiner Mann auf und trat zu mir heran, stützte sich auf eine Stuhllehne und fragte, ohne sich vorzustellen: „Verzeihen Sie, waren Sie im Juni 1918 Batteriekommandant in den Sieben Gemeinden und hatten Sie Ihren Beobachtungsstand beim ruthenischen Infanterieregiment vierundzwanzig?"

„War ich."

„Ich habe Sie vorhin, wie Sie hereingekommen sind, gleich — Sie verzeihen mir, wenn ich das sage — am Gang wieder erkannt."

„Und bist du der Kompaniekommandant von den Vierundzwanzigern, der vor dem Angriff bei mir auf dem Beobachtungsstand war?"

„Bin ich. Ich habe dich gebeten, nicht zu kurz zu schießen, aber du hast dich nicht daran gehalten, meine Kompanie hat von vorne und von hinten den Segen bekommen."

„Das muß nicht meine Batterie gewesen sein, es haben damals viele Batterien gefeuert."

„Und fast alle — du verzeihst meine Aufrichtigkeit — schlecht."

„Die Rohre waren ausgewerkelt", entschuldigte ich die Artillerie.

„Ihr habt wenig Eindruck auf die Engländer gemacht, die am Abend vorher die Italiener abgelöst hatten. Deshalb sind wir nicht in die fruchtbarste Ebene der Welt gekommen und haben auch nicht die Reichtümer der Welt in Hülle und Fülle geerntet. Aber du mußt zugeben, daß daran nicht wir Tschechen schuld gewesen sind."

„Das muß ich zugeben."

„Und Napoleon habt ihr auch keinen gehabt!"

„Haben wir keinen gehabt. Aber welch ein Wunder! Und trotzdem habt ihr Tschechen den Krieg gewonnen!"

„Weil die Gerechtigkeit gesiegt hat!"

„Das behauptest du!"

„Wer hat denn gesiegt?" fragte der Professor.

„Die Übermacht!"

„Meinetwegen, wenn dich das tröstet, aber nur deshalb eine Übermacht, weil die Gerechtigkeit auf ihrer Seite war. Jetzt sind wir, die Bedientenvölker mit dem struppigen Karyatidenhaupt, wie uns ein deutscher Dichter getauft hat, an der Reihe.

Und deshalb ist es gut, daß ich damals vor der Casara Tanzer nicht liegen geblieben bin."
„Und wo lebst du jetzt?"
„Ich bin Professor am Gymnasium in Olomouc und werde wahrscheinlich im nächsten Jahr Direktor werden."
„Olomouc, das ist, wenn ich nicht irre, Olmütz?"
„Du irrst dich nicht. Jetzt hat die Stadt wieder ihren richtigen Namen."
Eine starke Frau trat neben den Professor und sprach mich mit zornrotem Gesicht an: „Und es wird nie mehr Olmütz heißen, nie mehr! Verstehen Sie das!"
„Reg dich nicht auf, Božena", beschwichtigte der Professor seine Frau, „ich kenne den Herrn hier vom Krieg her."
„Ich habe dir schon hundertmal gesagt, daß ich vom Krieg nichts hören will!" ereiferte sich die Frau. „Die Zeiten sind für immer vorbei, in denen Tschechen unter fremden Fahnen verbluten mußten!"
„Gnädge Frau", sagte ich, „auf dem Bild, das mir damals Ihr Mann vor dem Angriff auf die Casara Tanzer gezeigt hat, haben Sie viel freundlicher ausgesehen. Was ist aus den beiden Buben in Matrosenanzügen geworden?"
Die Zornröte ging zurück, mit unsicherer Stimme fragte die Frau: „František hat Ihnen vor dem Angriff das Bild gezeigt? Das haben Sie sich gemerkt? Zu den beiden Buben sind noch zwei Buben gekommen. Also er hat Ihnen das Bild gezeigt! Frantu, du bist doch besser, als man so für gewöhnlich glaubt. Du hast also damals an uns gedacht?"
František zog den Kopf ein, suchte in seiner Brieftasche und hielt mir noch ein Familienbild hin, auf dem Frau Božena, der Herr Professor und vier Söhne zu sehen waren.
Ich lud den Herrn Professor und seine Frau ein, an meinem Tische Platz zu nehmen. Sie fragten mich und ich fragte sie nach ihrem Leben.
„Fast hätte er mich umgebracht", sagte der Professor, „aber nicht aus Absicht, sondern weil er ein Artillerist war. Er hatte damals geglaubt, am nächsten Tag ein Sieger zu sein, ich hatte das gefürchtet."
„Ende gut, alles gut", sagte Božena, „und wenn Sie einmal nach Olomouc — oder wie Sie es zu nennen belieben, nach Olmütz kommen sollten, dann besuchen Sie uns. Sie brauchen nur unsern Namen zu nennen, jeder wird Ihnen sagen, wo wir wohnen."
Ich versprach es, und wir nahmen mit kräftigem Händeschütteln voneinander Abschied.

Der Märzwind war scharf und trieb uns den nassen Schnee ins Gesicht. Über den Wenzelsplatz in Prag ratterten die deutschen Panzer herunter, die Deutschen Prags standen Spalier, winkten, riefen, lachten und weinten vor Freude.
Vor dem Altstädter Rathaus, beim Grab des Unbekannten Soldaten, standen die tschechischen Frauen, weinten und warfen immer neue Sträußchen von Schneeglöckchen auf die Grabplatte.
Ich fragte auf dem Meldeamt nach den Adressen meiner tschechischen Freunde aus dem Krieg, aber man zögerte so lange herum, daß ich merkte, man glaube, ich suche

Tschechen, um mich an ihnen zu rächen. Verärgert ging ich. Aber weder in Prag noch später in Olmütz habe ich einen von ihnen getroffen.
Kurz nach dem ungarischen Aufstand im Jahre 1956 bekam ich aus Pieštan oder aus Pistyán, wie es früher geheißen, einen Brief, der mit einem falschen Namen unterzeichnet war, aber er konnte von niemandem andern als von František sein.
„Ich bin hier in der Kur. Unsere Militärärzte sind besser als die k. u. k. Regimentsärzte, die nur Jod und Wassersuppe kannten. Meine Božena ist tot, sie ist in einem deutschen KZ gestorben, sie konnte den Mund nicht halten. Den beiden Großen, die Ingenieure sind, geht es leidlich. Die beiden Jüngeren werden den Stand ihres Vaters büßen und die Schaufel nehmen müssen.
Unsere Freude nach der Vertreibung der Deutschen hat nicht lange gedauert. Ich weiß, wir hätten uns nicht freuen sollen. Aber die Freude versteht nur, wer die Furcht vorher erlebt hat, als ganzes Volk ausgetrieben und nach Sibirien geschickt zu werden. Ihr habt von der Austreibung geträumt, wir haben sie durchgeführt.
Ich habe noch oft an unser Gespräch vor der Casara Tanzer gedacht. Hättest du nicht zu kurz geschossen, vielleicht hätten wir sie gestürmt, wir wären in die Frenzellaschlucht vorgestoßen und in die fruchtbarste Ebene der Welt gelangt, die italienische Armee wäre gefangen genommen und wir — merkst du, daß ich „wir" schreibe, w i r hätten den Krieg gewonnen. Die Monarchie wäre nicht zerstört worden, man würde die Menschen nicht nach ihrer Nationalität und nach ihrer Parteizugehörigkeit beurteilen. Du könntest mich in Pieštan besuchen und die Schwefelbäder würden deinen alten Knochen auch gut bekommen. Ich könnte zu dir „du" sagen, denn die Kollegen hier sagen alle Sie zueinander, sie sprechen nur über ganz gleichgültige Dinge, einer ist vor dem andern auf der Hut und alle haben einen falschen Blick, oder wie man, glaube ich, bei euch sagt, ein falsches Gschau. Daß man mit einem von ihnen so reden könnte wie ich mit dir vor dem Angriff auf die Casara Tanzer, das ist ganz und gar ausgeschlossen. Aber wenn Euer tausendjähriges Reich nur elf Jahre gedauert hat, vielleicht dauert auch unsere Ewigkeit nicht allzulange. Wenn ich an das zurückdenke, was einmal war, oder wenn ich es meinen Söhnen erzählen will, dann staunen wir alle, daß es so etwas überhaupt gegeben hat. Leb wohl, und sei in alter Kameradschaft gegrüßt von Deinem treuen F r a n z.

Ich ließ den Brief einige Tage liegen, er hatte zu viel alte Narben aufgerissen, dann antwortete ich:
„Lieber guter Alter!
Glaube nur nicht, daß bei Euch in Piestan die Kollegen auf die Seite schauen. Anderswo ist es auch nicht anders, nur geschieht es nicht so offen, ist es mehr mit einem verlegenen Lächeln verwischt. Der schwerste Fehler dieser Zeit scheint zu sein, daß das menschliche Leben zu lange dauert und die einander ablösenden Epochen so kurz sind.
In der Mitte der Dreißigerjahre — es war ein paar Monate vor unserm Wiedersehen in Kärnten, stand ich auf der Karlsbrücke in Prag und schaute auf die Kampainsel hinunter, auf der ein paar alte Herren auf und ab promenierten, auf den ersten Blick Pensionisten, die sich schonten, um nur ja recht lange die Pension beziehen zu können.

Sie waren in einer sicheren Zeit aufgewachsen und der Nachfolgestaat bezahlte ihnen das, was sie sich in der Monarchie erdient hatten. Das war ein beruhigender Anblick. Leider ging ich noch am gleichen Tag in das neue tschechische Heeresmuseum. Da war nichts, aber schon gar nichts von jener Tradition zu sehen, obwohl es doch tschechische Regimenter gegeben hatte, die bis auf den Dreißigjährigen Krieg zurückgingen. Ich mußte an die Wilson-Note an die junge österreichische Republik denken, die am 2. September überreicht wurde, weil diese Republik auch gerne auf der Seite der Sieger gestanden wäre, da ja nicht sie, sondern die gestürzte Monarchie den Krieg geführt habe. Aber Wilson wies diese Ansicht zurück: weil die österreichische Bevölkerung nichts getan habe, die monarchistische Regierung an ihrem Vorhaben, Krieg zu führen, zu hindern; sie habe nicht, wie die anderen Völker der Monarchie, durch Aufruhr und durch unbedingt beweiskräftige Lebensäußerungen, wie die Bildung von Freiwilligenlegionen, an der Seite der Entente ihren Unabhängigkeitswillen dargetan. Mit andern Worten: „Wir wurden bestraft, weil wir nicht verraten hatten, wir wurden gedemütigt, weil wir nicht übergelaufen waren. So ist es nach dem ersten Krieg gewesen.

Dein Volk ist der Legionäre wegen belohnt, wir sind der Treue wegen bestraft worden. Nach dem ersten Krieg sah man uns als Idioten, nach dem zweiten Krieg als Verbrecher an. Man bedachte uns mit den gleichen schiefen Blicken und schlug die selben großen Bogen um uns.

Lesen wir in den Memoiren und Briefen der Menschen nach, die vor uns gewesen sind, um uns damit zu trösten, daß die Gemeinheit, der Verrat und die Untreue konstante Größen sind, von denen man nur dann nichts ahnt, wenn man mit ihnen nichts zu tun bekommt. Genießen wir bescheiden das Atombiedermeier, das uns in unsern alten Tagen noch gegönnt ist. Freuen wir uns der heranwachsenden Enkelkinder und unterdrücken wir das Bangen um sie, wenn wir sie so gläubig auf uns blicken sehen.

Kümmern wir uns nicht um die Grenzen und um die Vorhänge. Lassen wir die Gedanken hinüber und herüber gehen, wenn man die Briefe wieder abfangen wird. Mir fehlt Prag genau so wie dir Wien. Und wenn ich aus Oberfranken hinüber ins Egerland schaue, glaube ich genau so wie du, daß alles nicht wahr sein kann.

Bewahren wir uns noch etwas von dem, was das Beste jener Zeit war, in der wir aufgewachsen sind. Tröste dich, auch bei uns gibt es eine Zensur, wenn sie auch anders arbeitet, und auch bei uns gibt es die gewesenen Menschen, die man nicht sehen will.

Drum wäre es schön, wenn wir uns wiedersehen könnten!

In alter Kameradschaft, dein

Herbert Cysarz

Vom Prager Geistesleben der jüngsten Jahrzehnte

1. *Aktuelle Vergangenheit*

Es scheint nicht leicht, von den Anliegen heutiger Literatur zu sprechen, ohne alsbald auf Erscheinungen des literarischen Prag zu stoßen. So unwiederbringlich Umwelt und zeitliche Wirklichkeit dieses Schrifttums dahin sind: seine Überwirklichkeit, seine Welt ist aktueller als je, nicht bloß in deutschen Landen. Viele jüngsten, sprich vorletzten Philosophien des Seins kennen keinen höheren dichterischen Gewährsmann als den Prager Rilke (der seinerseits gar keine Philosophen gelesen hat, der einer Muttersprache ohne Unterschicht weltgültige Erneuerungen der Dichtersprache, der Vers- und Reimkunst abgewinnt). Die Dichtung mit jederlei existentialistischem Vokabular schöpft unersättlich aus dem Werk des Pragers Franz Kafka und dessen Quellgründen. Diese bestellt schon Alfred Kubin mit seinen dämonischen Chimären des böhmischen Raums, sein Roman „Die andere Seite" erscheint bereits 1909. Auch gewisse tschechische Verwestlichungen Dostojewskis und Veröstlichungen Jean Pauls oder E. Th. A. Hoffmanns treiben solche Magie: vor Dostojewski Erzählungen etwa von Božena Němcová oder Jan Neruda, nachher z. B. Manches bei Vladislav Vančura, selbst bei Karel Čapek. Die meisten stilistischen Elemente heutiger Surrealismen und Imaginismen sind Holz vom Stamm jenes Expressionismus, der so starke Wurzeln aus dem Prager Boden zieht, von Hadwiger und Kornfeld bis zu Werfel. Wie bei Kubin schlägt noch bei Werfel, mitunter bei den Pragern Leppin und Perutz oder dem aus Wien gebürtigen Meyrink, die Absonderlichkeit — die hier auf einzigartige Weise tragische in komische, skurrile, groteske Motive übergehen läßt und beiderlei Motive aus dem nämlichen Geheimnis nährt — in eine sozusagen naive Metaphysik der Realien um, in eine mystisch sinnfällige Selbstübergreifung der Zeichnungen und der zeichnenden Worte, in paradoxe Einswerdungen von Rätsel und Gewißheit, von unerdenklicher Transzendenz und unwiderleglicher Evidenz. Das ist tragendes Kräftespiel der eigenzügigsten Prager Dichtung der jüngsten Jahrzehnte — und es ist seit dem großen Krieg, der dieser Dichtung ein unwiderrufliches Ende gesetzt hat, weltliterarisch aktuell in fast bestürzendem Ausmaß. Nie zuvor haben Erscheinungen des Prager oder mit Prag verbundenen Geisteslebens, nie zuvor haben Perspektiven und Probleme dieses Geisteslebens brennender, umfassender die literarische Gegenwart bewegt als ebenjetzt.

Am Rand vermerkt seien die Beziehungen Oskar Kokoschkas zu dieser ebenso individuellen wie universellen Essenz, zuweilen scheint hier die Sphäre Van Goghs in die Atmosphäre des Švejk herüber zu zünden. Desgleichen sei daran erinnert, daß die Mutter Georg Trakls eine Prager Tschechin war, Maria geborene Halik, von ebenso urslawischer Physiognomie wie ihr Sohn, der weltberufene Salzburger Dichter.

Auch Robert Musil, der das letzte Österreich-Ungarn in das transparente Denkspiel seines realistisch-irrealistischen „Kakanien" verwandelt hat („Der Mann ohne Eigenschaften"), kommt mit drei Vierteln seiner näheren Vorfahren aus dem böhmischen Raum. Einem Raum, in dem unabsehbar weitere Räume zusammenstoßen, in dem kontinentale ja interkontinentale Schicksalsbereiche sich überschneiden. Einem Raum, der schon am Anbruch der vorletzten Weltalter-Wende, der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, zur Wiege abendländischer Revolutionen geworden ist, entscheidungsvoller Gärungen des Humanismus und der Renaissance, verhängnishafter religiöser und sozialer Umschwünge und mehr; und der nun in der jüngsten Wende der Weltalter neuerdings zum Krater ungeheurer geschichtlicher und gesellschaftlicher, nationaler und europäischer Eruptionen wird: wiederum Schlacht- und Versuchsfeld der Weltwende, der in den heißen und kalten Kriegen seit 1914 offenbaren Wende von der Neuzeit zum kommenden Äon — diesem Äon unerhörter Massen- und Maschinengewalten, der Machtkämpfe um die übervölkerte Erde und der Vorstöße nach den atomaren Energien und den siderischen Gebreiten.

Inbegriffliche Verdichtung gewinnen die Raumverhängnisse im Zentrum Prag. Welch eine Stadt! Stadt von Libussas Matriarchat, von des heiligen Wenzel Märtyrertum, von Ottokars II. Machtgier und strotzendem Pomp; Stadt des Jan Hus und des Rabbi Löw; Stadt der kaiserlichen und der schwedischen Belagerungen, der preußischen Besetzungen; Stadt der Judenverfolgungen, schon seit dem 11. Jahrhundert (die vorletzte Austreibung, 1745—48, geschah durch die fromme Landesmutter Maria Theresia persönlich); Stadt der zur Frankfurter Bundesversammlung 1848 eingeladenen Tschechen und der 1945 massakrierten Deutschen. Ist das eine und dieselbe Stadt? Paläste und „Pawlatschen", Wunder in Stein, versteinte Aufschreie und Albträume. Und so unermeßliches Unheil: Unglück von Menschenhand, übermenschlich in seiner Ungeheuerlichkeit und seiner kettenhaften Wiederkehr. Wahrlich ein Meer von Blut und Tränen, Jahrhundert um Jahrhundert, allein das 19. ausgenommen. Daraus aufragend dunkle Mauern und silberne Türme, Bogen und Kuppeln. Standbilder, Gärten voll Musik, vereint zu Festen der Schönheit und, ohne Schwelle, mit Schauern des unsagbar Grauenvollen — „Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang" (Rilke).

Zwei Völker von altersher eng zusammenwohnend, wie in Budapest, in Krakau, in baltischen Städten. Die Zugewanderten jedoch nie fraglos anerkannte Oberschicht, frühe Abwehr seitens der zähen, wendigen, lernfrohen Tschechen aus der Geschlossenheit ihrer Masse und der Stärke des Mittelpunkts, Hebelpunkts. Auch deutscherseits wieder und wieder nachstoßende Volkskraft. Selten und um so jäher auflodernd die offenen Kämpfe. Dazwischen natürlich-geschichtliche Nachbarschaft — und schwelende Gehässigkeit, versteckt und verbohrt, wehe wenn sie losgelassen. Manchmal scheint es, als wäre das Verhältnis der Menschen unter einander von Grund auf verdorben gewesen in dieser Zauberstadt, Hexenstadt, Henker-, Goldmacher-, Sterngruckerstadt; als wäre alle menschliche Verbundenheit hier in astrologischen Konstellationen beschlossen geblieben, deren Schlüssel noch nicht entdeckt ist. Jeder menschliche Zwist und Kontrast scheint verschärft. Die Entscheidungen desto grausamer, je länger sie vorher gemieden oder verhehlt wurden. Immerzu Verhältnisse und Entwicklungen von phantastischer Inkonsequenz, ja Inkohärenz, siehe schon das 15. und das 16., das Hussiten- und das Reformationsjahrhundert.

Prag ist der Brandherd der beiden größten Kriege des Abendlands, 1618 und 1939. Kaiserstadt und Provinzstadt, Staatshauptstadt und Brennpunkt interkontinentaler West-Ost-Begegnungen. Jahrhundertelang schwankt die Völkerwaage, erst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts schickt sich an, das Gleichgewicht herzustellen, zumindest einen festen Brückenschlag vorzubereiten. Bis zuböserletzt das Jahr 1848 — versteht sich: samt Vorgeschichte und Folgen — das anationale Biedermeier begräbt und die fortschreitende Auseinanderentwicklung des Prager Geisteslebens in zwei immer vorbehaltloser getrennte Lager besiegelt. Mit den Feindseligkeiten wächst aber auch das meist nicht so versöhnende als verbergende, vertuschende, beide Bereiche unterspülende und überdämmernde Zwielicht. Der häuslich-behagliche genius loci und der immer zweischneidigere, immer besessenere oft fratzenhaftere diabolus loci verstricken sich in unlöslichem Knäuel. Redliche Scheidung will so wenig glücken wie überwölbende Ausgleichung. Unzulänglich bezähmte oder trügerisch neutralisierte Gegensätze zeitigen ein intensives Fraglichwerden aller Dinge und Maße.

Mancher von uns Späteren hätte sich in Prag nie gewundert, wenn um die nächste Straßenecke der einäugige Žižka mit dem Morgenstern auf einem Kamel angeritten oder der Humanist Bohuslav Lobkowitz von Hassenstein mit Gamsbart und Buschhemd in einem Tatra-Wägelchen angebraust gekommen wäre. Hier schien gewissermaßen nichts unmöglich und jedes Ding zugleich das Gegenteil seiner Bestimmung. Die Technik hat den Kubinismus und den Švejkismus — Hexensabbat bei Knödeln und Bier — zunächst eher gesteigert. Erst der Totalismus hat ihn dann kleingekriegt, schon die volklich-sprachliche Einschnürigkeit, um welchen Preis! Der Golem aber bedurfte des doppelten Bodens, der griffbereiten Tarnkappe, der Hintertüren und Hintertreppen, des geheimen Code und der zauberischen Schlupfwinkel der andern Sprache, hinter der hier wie dort eine noch unermessene Gewalt stand — wie unter beiden ein gemeinsamer Überlieferungs- und Schicksalsgrund lag. Alles Prager Geistesleben speiste sich aus solcher Berührung und solcher Polarität. Beide bereiteten Sauerteig der Phantasie, der Individuation. Im übrigen kannte man den Luxus der alten Großstadt, Prag war seit einem Jahrtausend ein Knotenpunkt des Welthandels. Man war oft weit bereist, im Wiener Theresianum oder Sacré Coeur erzogen, des Umgangs mit internationalem Adel gewohnt. Es gab wohl mehr Gespenster, doch weniger Dekadenz als in Paris oder Wien, man lebte und starb in Prag sozusagen minder feierlich als in den anderen Barock-Metropolen, man stilisierte weder sich noch die Um- und Nachwelt. Selbst Rilke, der dies freilich tat und der darum zeitlebens gegen seine Prager Herkunft ankämpfte, auferlegte sich weniger bindende Form (im Sinn eines Stefan George) als offene Bereitschaft zum Unsichtbaren, allbestimmbare Verbundenheit mit dem Innen und Außen ineins. Und die gestalterische Distanz stand durchweg unter sehr reellem Gegendruck. Noch um das Schmock-Kästlein Café Arco und ähnliche Musenasyle gab es Straßenkämpfe und Standrecht — und jederzeit die kontinentalen West-Ost-Fronten; noch durch das deutsche Casino am Graben ging der europäische Nullmeridian hindurch (der in und nach dem zweiten Weltkrieg von Strömen Bluts troff). Auch die schwüle Stille war furchtbarer Ausbrüche, manchmal vorgeahnter und dann doch unvorstellbar entsetzlicher Ausbrüche schwanger.

Unter solchem Schicksal hat das Prager Schrifttum Haltungen und Formungen gezeitigt, die ebenheute — oder gestern? (Vielleicht ist jedes spruchreife „Heute“ schon

ein Gestern!) — weltliterarisch aktueller als je zuvor sind. Das mag einer Zeit gemäß sein, da die Sprache des Dichters nicht Pathos bauen noch Nuancen malen, sondern mit dem Unsäglichsten ringen möchte; ja, da die Sprache selbst auf vielstimmige und vieldeutige Art problematisch geworden ist; und da die Dichtersprache, in stetem Wettbewerb mit unzähligen Wirklichkeitsschichten und Geistesebenen, so ersichtlich schwer ihre eigenständige, imaginäre Überwirklichkeit findet. In beherrschenden Feldern der westlichen Literaturen soll die ganze Wirklichkeit nicht plausibel gemacht, nicht systematisch geschlichtet werden nach philosophischem oder dogmatischem Richtlineal, sondern vorab „verfremdet". Nicht strukturelle Prinzipien, nicht gesetzmäßige Zusammenhänge von Nächstem und Fernstem, nicht erschließbare Wechselwirkungen zwischen Innerem und Äußerem u. ä. locken da zu inbildlicher Darstellung.

In unsrem angebrochenen Weltalter der Atomtechnik und der kosmischen Ausgriffe gilt es weit häufiger die Unerschöpflichkeit schon des winzigsten Dings, die inkommensurable Andersschlächtigkeit und Macht der Materie, die Dämonie jedes Nebeneinander, die Abgründe zwischen den Gleisen der Ursächlichkeit (und jeglicher Gesetzlichkeit der großen Zahlen). Es gilt Adalbert Stifters Unermeßlichkeit gerade der schärfstumschriebenen Realität. Es gilt Rilkes Undefinierbarkeit der Dinge; und es gilt die Formung mitten aus diesem einleuchtenden Geheimnis heraus. Es gilt Franz Kafkas Unergründlichkeit ja Unerfragbarkeit unserer Ordnungen — und die umschlagende Gewißwerdung dieses Nichtwissens: Gewißheit nicht als Vergewisserung von Unsinn, sondern als staunendes Innewerden von Unsagbar-Unfragbarem. Derselbe Kafka, der so unbezwinglich voraussetzungslos unser absolutes Nichtwissen von Gott, vom Sein und Nichts, auch schon vom Wesen des irdischen Regiments vergegenwärtigt, dies allerdings in Dichtwerken von suggestiver Geschlossenheit und illusionärer Prägnanz, derselbe Kafka hat zehntausendundeinen Ausleger auf den Plan gerufen, die nun eben sein bild- und gebild-gewordenes Nichtwissen als Gottesbeweis, als lauterste Beschwörung des Seins und Bannung des Nichts verstehen wollen. Öfter und öfter scheint es vielerorten, als ob die bi-nationale und vielzüngige, unheimlichheimelnde und polymorph-amorphe Wirklichkeit Prags — die ghettoide Beisteuer immer einbezogen — zum Kaleidoskop grenzenloser Verrätselungen des vermeintlich Greiflichsten würde! Und zur immer wieder lebendigen Nekropole neuer Perspektiven der Existenz (jenseits von Realismus und Idealismus), neuer Seinsgewißheiten im wogenden Beziehungsgeflecht des geschichtlichen Nacheinander und gesellschaftlichen Miteinander!

Vereinfachend gesprochen: Das Weltbild dieser Prager Dichtung ist weniger ästhetisch durchgestimmt, von weniger Renaissance und Klassik durchgeklärt als das meiste west-, süd- und norddeutsche Schrifttum. Schon Goethe hat in Böhmen seinen unantiken Altersstil geschaffen, er hat hier seine „Wahlverwandtschaften" geschrieben; insgemein hat er bei Deutschen wie bei Tschechen nicht so dichterische Form als menschliche Substanz und Individualität erweckt. In seinem Zeichen erstellt dann Adalbert Stifter eine Klassizität der Prosa, die nicht auf ästhetischer Durchprägung der Wirklichkeit beruht, sondern auf wahrheits- und gewissensstrenger Ontologie unter völliger Fernhaltung aller Formungsweisen des Verses. Überhaupt werden solcherart nicht Hemisphären wie Stoff und Idee durch ein Schaltwerk der Form verbunden, nein, Realität und Metaphysik treten in unmittelbare Wechseldurchdringung, ja letztursprüngliche Identität. Auch die Romantik, insbesondere im deutschen

Osten, pflanzt verwandte Einklänge weithin fort. Sie durchwirken noch den nicht so ästhetischen als religiösen Realismus der (überwiegend renaissance-fremden) russischen Literatur, von Gogol bis Dostojewski und forthin.

Entsprechend bleibt in Prag alle Metaphysik irgendwie religiös gegründet und atmosphärisch gegeben, fern den idealistischen Philosophien; sie wird minder als sonst in deutschen Landen zu begrifflicher Systematik und Architektonik ausgemünzt. Die vielfältigen philosophischen Aufbrüche im deutschen Prag des 19. und 20. Jahrhunderts haben verhältnismäßig am wenigsten mit dem deutschen Idealismus gemein. Wie in der Dichtung werden hier vornehmlich unsystematische Vergewisserungsweisen gesucht, Zusammenhänge und Erkenntnisse, die mit dem forschenden Ahnen und Staunen anfangen, bisweilen gleichsam mit einem Sich-an-den-Kopf-greifen angesichts gerade des vorgeblich Selbstverständlichsten und Ordnungswilligsten. Schon solche Offenheit tut heute in aller Welt wohl dringlicher not als reaktionäre Schablonen des Stils und voreilige Gedankengehäuse, geschweige gar opportunistische Doktrinen.

Daß nicht sie allein heute not ist, daß es auch andre zukunftsfähige Vermächtnisse Prags gibt, sollen zwei ergänzende Beiträge im nächstfolgenden und im übernächsten Heft erweisen: ein Panorama der Forschungsrichtungen und Geistesbewegungen, die von der Prager Deutschen Universität ausgehen; und eine Sichtung des Prager Schrifttums der 1920er, 1930er Jahre, auch der bisherigen literarischen Zeugnisse der Austreibung.

In aller Herren Länder arbeitet ein unbekanntes Heer der Tüchtigkeit und Anständigkeit, mit und ohne Parteibücher. Je verwegener sich viele Schießbudenfiguren der öffentlichen Geschichte gebärden, desto unverhohlener leben sie von der anderen Geschichte, von der anonymen Moral zahlloser einzelner Pflichten- und Ordnungsträger, von deren Verbundenheit und Zusammenwirkung in Familien, Gemeinden, Werk- und Gesinnungsgenossenschaften, auch zweckstrebig organisierten Kollektiven, die im Ethos sämtlich über die Organisation hinausreichen. Ihr unbelohnter, ohne Macht- und Geltungsstreben in sich selbst befaßter Wille, an jeder Stelle unvertretbar das Beste und Richtigste zu tun, ist göttlicher Same in jede Zeit.

(Herbert Cysarz in „Individuelle und kollektive Ethik")

Gustav Schmiedbach

Die sudetendeutsche Wirtschaft vor und nach der Vertreibung

I. WECHSELVOLLE SCHICKSALE IN DER ALTEN HEIMAT

Erste Anfänge: Handel, Glas, Bergbau

Bodenreichtum und Not waren Quelle und Entstehungsgrund sudetenländischer Gewerbe. Die günstige geographische Lage im Herzen Europas und im Schnittpunkt wichtiger Handelsstraßen, wie der alten Bernsteinstraße und des Handelsweges Nürnberg—Krakau, machte Böhmen und Mähren bereits frühzeitig zu wichtigen und bedeutenden Handelsländern. Wegen des Mangels an Salz verbanden Salzstraßen und Saumpfade („Goldener Steig" im Böhmerwald) Böhmen mit dem südlich gelegenen Salzkammergut. An diesen Straßen und ihren Endpunkten entwickelten sich reiche Handels- und Stapelplätze. Der ausgedehnte Wald und günstige Quarzsandvorkommen veranlaßten Glasmacher aus den Nachbarländern Sachsen, Franken und Bayern in den böhmischen Grenzgebieten ihr Glück zu versuchen und zunächst im Böhmerwald, im Erzgebirge und Isergebirge Glashütten anzulegen. Glasmacher waren damals unstete Leute; nach Erschöpfung ihres Waldstückes an Holz zogen sie weiter und trugen dadurch zur Rodung des dichten Waldes und zur Urbarmachung dieses Gebietes wesentlich bei. Diese Glasmacher, ihre besonderen Bräuche, ihre einsamen Glashütten und die sich um sie und ihr Rubinglas spinnenden Sagen und Legenden gaben Schriftstellern immer wieder Motive für ihre Werke; so dem Böhmerwäldler Hans Watzlik zu seiner „Leturner Hütte" und Gustav Leutelt zu seinem Isergebirgsroman „Hüttenheimat".

Die zahlreichen Gebirge des Landes verlockten dazu, den Erzbergbau auch hier zu versuchen. Mit Förderung und auf Einladung der böhmischen Könige, der Przemysliden und Luxemburger, kamen viele Gruppen deutscher Bergleute aus dem mitteldeutschen Raum und aus den Alpenländern und legten mit ihren reichen Erfahrungen die Grundlage für den blühenden Bergbau und Reichtum des Landes. Diese Entwicklung erreichte im 14. Jahrhundert unter Kaiser Karl IV. ihren Höhepunkt, als nicht nur in den böhmischen Grenzgebirgen, sondern auch im Innern des Landes, um die damals deutschen oder stark deutschen Bergstädte Kuttenberg, Pribram, Iglau und Deutschbrod nach Silber, Gold und auch nach Nichtedelmetallen gegraben wurde. Deutsche Bergknappen ließen sich nieder, deutsche Bürger folgten, und das von ihnen mitgebrachte Bergrecht und die Lebensgewohnheiten der neuen Ansiedler prägten bald das Bild der Bergstädte des Landes. Iglau wurde Oberhof des deutschen Bergrechts für den ganzen Südostraum, insbesondere auch für die deutschen Bergstädte im damaligen Nordungarn, wie Kremnitz, Schemnitz, Alt- und Neusohl. Stark waren auch die Beziehungen zu den Deutschen in Siebenbürgen.

Die Hussitenkriege in der ersten Hälfte des 15. Jh. versetzten dieser Entwicklung den ersten schweren Rückschlag. Gewisse Verfallserscheinungen hatte das deutsche Bürgertum in Böhmen schon in den letzten Jahren der Herrschaft Karls IV. aufzuweisen, als die große Wohlhabenheit weiter Kreise es in seiner Energie und Leistungsfähigkeit erschlaffen ließ. Wie gering sein Selbsterhaltungswille dadurch geworden war, zeigte sich vielerorts (keineswegs jedoch überall), als die Anhänger des 1415 in Konstanz verbrannten Johannes Hus in ihrem fanatischen sozialen und religiösen Eifer, zu dem sich noch nationale Intoleranz gesellte, über das Land herfielen und vor allem die deutschen Städte, Dörfer und Klöster verheerten, deren Reichtum, Lebensart und Glaubensbekenntnis ihnen ein Dorn im Auge war. Unermeßliche Kulturwerte wurden damals zerstört und gingen der Nachwelt verloren. Das Deutschtum sowie das Wirtschafts- und Kulturleben des Landes erlitten schwerste Einbußen.

Verfall und Notlösungen

Erschöpfung des Bergsegens bei dem damaligen Stande der Abbautechnik und Massenimporte, vor allem von Silber aus der Neuen Welt brachten nach kurzem Wiederaufstieg im 16. und 17. Jh. den Verfall. Zur Zeit der Reformation spielte das Bergstädtchen St. Joachimsthal im böhmischen Erzgebirge eine erhebliche Rolle. Für seinen Wohlstand sprach die damals weit berühmte Lateinschule, deren Leiter Mathesius war. Die in St. Joachimsthal geprägte Münze nahm als Thaler, in Übersee als Dollar ihren Weg um die ganze Erde. Der Joachimsthaler Graf Schlick war einer der führenden Köpfe des böhmischen protestantischen Aufstands gegen die Habsburger und dann auch eines der Opfer des Prager Blutgerichts.

Durch den Verfall des Bergbaus geriet die Bevölkerung in Not und mußte sich um andere Erwerbsquellen umsehen. Vor allem in den Dörfern und Städten des Erzgebirges war die Not groß, da dort die Landwirtschaft wegen des kargen Bodens unergiebig war. Einen Ausweg suchte man u. a. im Textilgewerbe, in der Spinnerei und Weberei, in der Spitzenherstellung und in der Klöppelei, die von Annaberg im sächsischen Erzgebirge sich bald über die ganze Gegend verbreitete. In der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges hatte der damalige Feldherr der Kaiserlichen, Graf Waldstein, durch Schiller als Wallenstein bekannt, in seinem Herzogtum Friedland, vor allem in der Gegend von Reichenberg und Münchengrätz Waffenschmieden, Seilereien, Schuhmachereien und Webereien einrichten lassen und dadurch einen Grundstein zur späteren gewerblichen Entwicklung dieses Raumes gelegt. Die österreichische Regierung förderte dann diese im Sinne des damals herrschenden Merkantilismus. Sie errichtete Schulen und Ausbildungsstätten für den Nachwuchs, sowie Musterbetriebe.

Aus der Notlage im westlichen Erzgebirge hatte sich in Graslitz und Schönbach, sowie auf sächsischer Seite unmittelbar benachbart in Klingenthal und Markneukirchen die Musikinstrumentenerzeugung entwickelt. Um 1580 sind bereits Geigenbauer in Schönbach nachgewiesen, in Graslitz 50 Jahre später. Hergestellt wurden Blas-, Streich- und Zupfinstrumente. Begünstigt wurde die Entwicklung der Geigenfertigung durch reiche Bestände des Erzgebirges an Ahornbäumen. In der Nähe, in und um Abertham und Bärringen, sowie in Kaaden am Fuße des Erzgebirges hat sich dann im 19. Jahrhundert die Lederhandschuherzeugung entwickelt, die ebenso wie die Musikinstrumentenfabrikation ein hervorragender Exportfaktor wurde. Im böh-

misch-sächsischen Musikwinkel erfolgte die Instrumentenherstellung meist in Handarbeit; Großinstrumente wurden fabriksmäßig in Nordböhmen, so in Georgswalde (Klaviere), und in Jägerndorf in Schlesien (Orgeln) hergestellt.

Industrialisierung

Das Aufkommen der Maschine und die Entdeckung der großen Braunkohlenlager in Nordwestböhmen leiteten zur Industrialisierung im 19. Jh. über. Die Textilindustrie wurde der wichtigste und größte sudetendeutsche Industriezweig. Von Asch im äußersten Westen des Landes zogen sich die Textilfabriken am Südhang des Erzgebirges, des Iser- und Riesengebirges bis nach Jägerndorf und Teschen im damaligen Österreich-Schlesien hin. Ihre Zentren waren Asch, Reichenberg, Warnsdorf, Trautenau, Jägerndorf und die mährische Landeshauptstadt Brünn. Diese Betriebe waren zunächst durchwegs in deutschen Händen, nur um Nachod in Ostböhmen hatten Tschechen als Unternehmer an dieser Entwicklung teil, denen bald im Innern des Landes weitere tschechische Betriebe folgten. Die sudetendeutsche Textilindustrie umfaßte sowohl die Wolle-, als auch die Baumwoll-, Leinen- und Seidenverarbeitung. Besonders berühmt waren Reichenberger und Brünner Tuche, Hohenelber Taschentücher, Ascher Wirkwaren, nordböhmische Teppiche, mährische Batiste und Neutitscheiner Hüte. In den böhmischen Ländern waren etwa 80 bis 90 %, in manchen Sparten 100 % der Textilindustrie der gesamten Österreich-ungarischen Monarchie konzentriert; beliefert wurde nicht nur die Monarchie, sondern auch weite Gebiete des Balkans und Rußlands sowie der nahe und mittlere Osten. So wurden „originalindische" Saris (Hochzeitstücher) in Asch hergestellt. Hervorragende Fach- und Gewerbeschulen wie in Asch, Reichenberg und Brünn sorgten für einen bestens ausgebildeten Nachwuchs der Textilindustrie.

Als 1918 die Tschechoslowakei gegründet wurde, waren in diesem Gebiet, je nach Sparten verschieden, 75 bis 90 %, in der Seidenweberei sogar 100 % der Betriebe in deutschem Besitz. In ihrem Rohstoffbezug war diese Industrie fast ausschließlich auf Einfuhren aus dem Ausland angewiesen. Die Herstellung von Kunstseide und Zellwolle wurde zwar auch aufgenommen, sie steckte aber noch 1938 in den Anfängen, der Bedarf wurde meist durch Importe aus dem Deutschen Reich gedeckt. Kunstseidenfabriken gab es damals nur in Lobositz an der Elbe und in Theresienthal. Die große Bedeutung der Textilindustrie in den böhmischen Ländern ist aus nachstehender Gegenüberstellung ersichtlich, die einer Veröffentlichung der Deutschen Bank aus dem Jahre 1938 entnommen ist:

	Tschechoslowakei (ca. 14 Millionen Einwohner)	Altreich (ohne Österreich) (ca. 66 Millionen Einwohner)
Spinnereien:		
Spindeln	5 Millionen	14,2 Millionen
davon: Baumwolle	3 600 000	10 200 000
Wolle	1 040 000	3 600 000
Leinen	300 000	166 000
Hanf u. Jute	70 000	235 000
Webereien:		
Webstühle	197 000	417 000

Diese Zahlen machen ersichtlich, in wie hohem Maße die sudetendeutsche Textilindustrie auf Export angewiesen war und wie krisenanfällig sie durch die wirtschafts- und staatspolitische Abschnürung von ihren früheren großen Absatzgebieten in der alten Monarchie geworden war.

Die im Spätmittelalter gelegten Grundlagen der Glaserzeugung wurden im 19. Jh. fabriksmäßig ausgebaut. Es entstanden fast im ganzen Sudetenraum große und zahlreiche Glashütten, die Hohl-, Flaschen-, Tafel- und Industrieglas herstellten. Die Veredlung von Hohlglas und die Herstellung von Glaslustern erfolgte vor allem in Haida und Steinschönau, wo berühmte Glasfachschulen waren, und im Raum Gablonz—Morchenstern—Polaun. In und um Gablonz entstand als „Gablonzer Industrie" eine besondere Sparte der Glasschleiferei, die Schmuckwarenherstellung und die Gürtlerei. Glas entwickelte sich zu einer besonderen sudetendeutschen Spezialindustrie; böhmisches Glas errang Weltruf. In manchen Sparten wurden 80 und 90% der Produktion exportiert u. zw. in fast alle Länder der Erde.

Das Vorkommen einer ganz ausgezeichneten Kaolinerde bei Zettlitz in der Nähe von Karlsbad begründete die berühmte böhmische Porzellanindustrie. Auf dieses Kaolinvorkommen ist heute, nach Erschöpfung der Kaolinlager bei Selb, die oberfränkische Porzellanindustrie mit ihren weltberühmten Marken angewiesen. Böhmisches Porzellan war an Weltruf dem böhmischen Glas an die Seite getreten.

Die Graphitlager bei Schwarzbach im südlichen Böhmerwald versorgten die Bleistiftfabriken der Firma L. & C. Hardtmuth (Marke Koh-I-Noor) in Budweis mit Rohmaterial. Im Raum Nixdorf—Schluckenau, im nördlichsten Zipfel von Böhmen, war die Kunstblumenerzeugung und die Sparterie (Flechtarbeiten) zu Hause. Das reiche Holzvorkommen führte zu einer sehr beachtlichen Holzindustrie, vor allem zur Gründung zahlreicher Möbelfabriken; ein Mittelpunkt dieser Sparte war das Städtchen Königsberg an der Eger. Ähnlich wie in Thüringen verursachte auch im Erzgebirge und im Böhmerwald (Wallern), im Iser- und Adlergebirge der Holzreichtum das Entstehen eines bodenständigen Kunsthandwerks, der Holzschnitzerei, und der Spielwarenindustrie, die vielen Hunderten Arbeit und Brot gaben und es ihnen ermöglichten, auf ihren harten Böden auszuharren. In österreichisch-Schlesien entwickelte sich auf der Basis der dortigen Vorkommen von gutem Granit und Marmor eine beachtliche Steinindustrie.

Großindustrie

Die reichlichen Vorkommen von Braunkohle im Raum Brüx—Dux—Komotau und bei Falkenau an der Eger, sowie die Steinkohlenlager bei Kladno, Pilsen, Mährisch-Ostrau, Rossitz bei Brünn und in kleinem Umfang bei Schatzlar im Riesengebirge ermöglichten die Entwicklung einer Großindustrie, die, begünstigt durch die Wasserstraßen der Elbe und Oder, die böhmischen Länder zum industriellen Schwerpunkt der Doppelmonarchie machten. Am Oberlauf der Oder entstand als Fortsetzung des oberschlesischen Industriegebietes auf den dortigen Steinkohlenlagern das mächtige Eisenindustriezentrum von Mährisch-Ostrau—Witkowitz, dessen Werke von deutschen Unternehmern und Adeligen gegründet und von Deutschen geleitet worden waren. Da Eisenerz in diesem Revier kaum vorkam, mußte es aus Nordschweden über die Ostsee und auf der Oder herangebracht werden. In Innerböhmen, an der

Beraun entstand von Pilsen bis zum Städtchen Beraun eine ganze Reihe von eisenverarbeitenden Betrieben; es waren vor allem Unternehmer aus dem Deutschen Reich, die sich hier und in Prag niederließen. Die mit deutscher Verwaltung und mit tschechischen Arbeitern gegründeten Betriebe gingen verhältnismäßg bald in tschechischen Besitz über. Eine Zeit lang kündeten noch ihre Namen von ihren deutschen Gründern. Besonders berühmt wurden die Skoda-Werke in Pilsen, eine deutsche Gründung, seinerzeit die größte Waffenfabrik Österreich-Ungarns, die nach dem ersten Weltkrieg schon aus militärischen Gründen restlos tschechisiert wurden. Sie stellten auch Kraftfahrzeuge, Lokomotiven und Maschinen her. In Kladno stand noch die Poldihütte unter deutschem Einfluß und deutscher Leitung und bildete den Grundstock der dortigen deutschen Kolonie. Die der deutschen Familie Ringhoffer gehörenden Ringhoffer-Tatra-Werke mit dem Sitz in Prag stellten in ihrem Werk in Prag-Smichow Eisenbahnlokomotiven und Waggons, Motore und Kühlanlagen her und in ihrer Automobilfabrik in Nesselsdorf in Nordostmähren die vor allem sehr berggängigen luftgekühlten Tatra-Wagen. Die Verwaltung dieser Betriebe war ebenfalls großenteils deutsch, die Arbeiterschaft in Prag tschechisch.

Im geschlossenen sudetendeutschen Siedlungsgebiet gehörten die Mannesmann-Werke und die Poldi-Hütte in Komotau, sowie die „Bohemia"-Waggon- und Maschinenfabrik in Böhmisch-Leipa zu den größeren eisenverarbeitenden Werken. Im deutschen Sprachgebiet der böhmischen Länder befanden sich zahlreiche kleinere und mittlere Werke der Maschinen- und Metallindustrie, die die anderen Branchen mit ihren Erzeugnissen versorgten. Die zahlreichen Orts- und Wirtshausnamen „Hammer", „Eisenhammer" an den Flüssen und Bächen deuteten auf die frühere starke Verbreitung der Pochhämmer. Berühmte Glockengießereien waren in Komotau und Budweis. Auch die Betriebe der Elektroindustrie lagen verstreut vor allem in Nord- und Westböhmen, stärker konzentriert in Bodenbach an der Elbe, wie überhaupt die Flußläufe die Niederlassung von Fabriken begünstigten.

Von großer wirtschaftlicher Bedeutung war der „Verein für chemische und metallurgische Produktion" mit dem ursprünglichen Sitz in Aussig an der Elbe und mit großen Werken in Aussig und Falkenau an der Eger, wo etwa 11 000 Leute beschäftigt wurden. Sein Erzeugungsprogramm war sehr umfassend und enthielt u. a. auch die Herstellung von synthetischem Kautschuk. Er war in der Tschechoslowakei ein besonderes Angriffsziel der tschechischen wirtschaftlichen und politischen Expansionspolitik und mußte unter tschechischem staatlichem Druck im Jahre 1935 seinen Sitz nach Prag verlegen, um mehr dem tschechischen Einfluß ausgesetzt zu sein. Auf dem Gebiet der Seifen-, Kerzen- und Margarineherstellung war die Firma Georg Schicht A. G. in Aussig-Schreckenstein führend und beherrschend. Sie wurde in den Dreißigerjahren von dem Haus Schicht in den Unilever-Konzern in London eingebracht. Die Herstellung von Zündhölzern lag bei der deutschen Firma Schell und Neffe in Altlangendorf bei Schüttenhofen im Böhmerwald und bei dem viel größeren tschechischen Konzern „Solo" mit dem Sitz in Prag.

Infolge des Holzreichtums des Landes hatte sich die Papier- und Zelluloseindustrie im böhmischen Raum frühzeitig entwickelt; trotzdem blieb der Papierverbrauch, gemessen an den westlichen Nachbarländern, erheblich zurück. Die Werke waren meistens von Deutschen gegründet worden und vor allem auf dem Sektor der Papier*erzeugung* überwiegend dem deutschen Besitzstand erhalten geblieben. Um nur einige

zu nennen: Die Pötschmühle in Wettern bei Krummau, die Firma Porak in Kienberg, beide im Böhmerwald an der oberen Moldau gelegen, Eichmann in Arnau, die Böhmisch-Kamnitzer Papierfabrik und die Heinrichsthaler, die Papierfabriken Carl Weißhuhn und Söhne in Troppau und Freiheit im Riesengebirge; dann C. Menzel in Weißwasser am Bösig, die Papierfabrik Wran an der Moldau südlich Prag, die Papierfabrik Kubik-Kaisermühle in Prag, sowie C. Weiß in Pilsen, die im tschechischen Sprachgebiet lagen, deutschen Eigentümern gehörten, aber größtenteils tschechische Belegschaft hatten. Außerdem gab es über das ganze Gebiet verstreut noch eine ganze Anzahl deutscher, Papier und Pappe erzeugender und verarbeitender Betriebe. Die Kapazität überstieg den Inlandbedarf, es mußte viel exportiert werden. Der tschechische Anteil an diesem Industriezweig war der Zahl der Betriebe und der Kapazität der Werke nach nicht besonders groß, hingegen bestanden in der Slowakei vier große Papier- und Zellulosefabriken, die früher das alte Ungarn beliefert hatten und nach 1918 auch auf den böhmischen Markt angewiesen waren.

Infolge der hochentwickelten Textilindustrie gab es vor allem in den Gebirgstälern mit günstigen Wasserverhältnissen zahlreiche Bleichereien, Färbereien und Ausrüstungsbetriebe. Zur Ergänzungsindustrie der Textilwirtschaft gehörte die Erzeugung von Bändern und Posamenten, als deren Zentrum Weipert im Erzgebirge bekannt war. Die Leder- und Schuhwarenindustrie war auf sudetendeutscher Seite nicht sehr stark vertreten, der Lederhandel war überwiegend in jüdischen und tschechischen Händen. In dieser Industrie dominierte der tschechische Großbetrieb Bata.

Auf manchen Produktionsgebieten hatten einzelne sudetendeutsche Unternehmen Geltung von Weltruf erlangt; so z. B. die Firma Kunert in Warnsdorf, eine der größten Damenstrumpffabriken in Europa, ein Produktionszweig, der in Schönlinde beheimatet war. Kunert hat heute wieder zwei große Werke in Süddeutschland, bestreitet einen beachtlichen Teil des Bedarfes an Damenstrümpfen in der Bundesrepublik und exportiert außerdem einen großen Teil seiner Erzeugung.

Sonstige Wirtschaftszweige

Das sudetendeutsche Druck- und Verlagswesen hatte seinen Mittelpunkt in Reichenberg, Brünn und Prag. Einen sehr guten Namen hatte die Firma Rohrer in Brünn wegen einer besonders schönen Ausstattung ihrer Bücher, das Druck- und Verlagshaus Stiepel in Reichenberg war vor allem durch seine Sammlung von Gesetzbüchern bekannt. Eines der bedeutendsten Verlagshäuser des alten Österreich war Prochaska in Teschen. In jüngerer Zeit hatten neben Opitz in Warnsdorf die Verlage Adam Kraft in Karlsbad und der Sudetendeutsche Verlag Franz Kraus in Reichenberg an Bedeutung gewonnen.

Auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Industrien waren tschechische Unternehmen vorherrschend, da sich die weitaus meisten dieser Erzeugungsstätten im tschechischen Landesteil niedergelassen hatten, wo die besseren Böden waren und die Landwirtschaft, vor allem der Weizen- und Zuckerrübenanbau, vorherrschte. Die ursprünglich stark deutsche Zuckerrübenindustrie war nach 1918 fast ganz in tschechische Hände übergegangen, ebenso ein großer Teil der Brauereien. Grundlage des berühmten böhmischen (Pilsner!) Bieres war das ausgezeichnete Hopfenvorkommen im Raume von

Saaz, sowie die kleineren Hopfenanbaugebiete von Dauba, Auscha und Polepp bei Leitmeritz, die im deutschen Siedlungsgebiet lagen, und von Rakonitz, das schon damals tschechisch war. Wein wurde in Südmähren im Anschluß an niederösterreichische Weinbaugebiete und an der Elbe bei Leitmeritz angebaut.
Von großer wirtschaftlicher Bedeutung waren die Weltkurorte Karlsbad, Marienbad, Franzensbad und die anderen zahlreichen Kurorte und Bäder im Egerland und südlich des Erzgebirges, sowie Johannisbad im Riesengebirge. Nicht zu vergessen die ausgezeichneten Mineralquellen, vor allem von Gießhübel, Klösterle und Bilin. Der Radiumkurort St. Joachimsthal im Erzgebirge erhielt durch die Gewinnung von Pechblende und Radium eine ganz besondere Bedeutung und nach dem Mai 1945 als Strafkolonie und Vernichtungslager für Deutsche einen traurigen Ruf.
Bei der guten Industriebasis und der verkehrsgünstigen Lage des Landes im Herzen Europas waren der Handel und das Handwerk auf deutscher und tschechischer Seite sehr gut entwickelt. Die Tschechen zeichneten sich als besonders gute Handwerker aus und unterwanderten als solche und dank ihrer Anspruchslosigkeit und Anpassungsfähigkeit bei Aufrechterhaltung ihres Volkstums schon zur Zeit des alten Österreich manche deutsche Stadt besonders auch Wien. Als Bergarbeiter kamen sie damals in großer Zahl in die sudetendeutschen Kohlengebiete, vor allem in den Raum Brüx—Dux, wo sie tschechische Sprachinseln bildeten.

Bank- und Kreditwesen

Das im alten Österreich stark von Wien aus aufgebaute und dorthin ausgerichtete sudetendeutsche Bank- und Kreditwesen mußte nach der Errichtung der Tschechoslowakei völlig umgebaut werden. Die durch die politische Abtrennung ausgefallenen Wiener Geldanstalten wurden großenteils durch tschechische ersetzt. Von den Großbanken blieben in Prag nur zwei unter deutschem Einfluß und überwiegend deutscher Verwaltung: die Böhmische Unionbank und die Böhmische Eskomptebank und Creditanstalt. Die Tschechen hatten unter den Privatbanken als ihr Zentralorgan die Gewerbebank in Prag (Živnostenská banka), die vermöge ihrer Kapitalkraft und ihrer Beziehungen zu allen Behörden in der Lage war, nicht nur die tschechische Industrie und die gesamte tschechische Wirtschaft weitestgehend zu fördern, sondern auch zahlreiche deutsche, in Not geratene Unternehmungen aufzukaufen oder sich an ihnen zu beteiligen, wodurch nicht nur deutscher Besitz, sondern auch deutsche Arbeitsplätze verloren gingen. Auf deutscher Seite wurde versucht, in der „Kreditanstalt der Deutschen" Genossenschaft mbH. ein Gegengewicht zu schaffen, was aber nur zum Teil gelang, weil die Deutschen zu kapitalschwach waren. Trotzdem hatte dieses Institut eine große Bedeutung für die Erhaltung und Sicherung deutscher Betriebe und Existenzen. Nach 1938 war es die größte Geldgenossenschaft (Volksbank System Schulze-Delitzsch) im gesamten Reichsgebiet. Neben den Banken und Sparkassen war das Genossenschaftswesen überhaupt sehr gut ausgebaut gewesen u. zw. sowohl auf dem gewerblichen, wie auch auf dem landwirtschaftlichen Sektor. Das ganze Gebiet war von einem engen Netz von Raiffeisenkassen überzogen, die sich, meist ehrenamtlich geleitet, um die Erhaltung des deutschen Grund und Bodens große Verdienste erworben hatten. Hier kam der grenzdeutsche Grundsatz der wirtschaftlichen Selbsthilfe besonders zum Tragen. Weitere landwirtschaftliche Genossen-

schaften ergänzten dieses System. Auch in den deutschen Siedlungen der Slowakei hatte das Genossenschaftswesen Eingang gefunden und sich bewährt. Für den gewerblichen Sektor waren die Vorschußkassen (nach 1938 in Volksbanken umbenannt) von gleicher Bedeutung. Auch die Tschechen hatten frühzeitig den Wert des Genossenschaftswesens erkannt und ein dem sudetendeutschen ebenbürtiges Genossenschaftswerk aufgebaut. Sie nannten ihre landwirtsachftlichen Spar- und Darlehenskassen „Kampeličky" nach einem Mann namens Kampelik, der sich um sie besondere Verdienste erworben hatte und auf den sie ihren Ursprung zurückführen.

Folgen von 1918

Bis zum ersten Weltkrieg war das Wirtschaftsleben in den böhmischen Ländern, ganz besonders das der Deutschen, überwiegend nach Wien, auf den österreichisch-ungarischen Raum und darüber hinaus auf den Balkan und den Orient ausgerichtet. Viele große Unternehmungen hatten ihren Sitz in Wien, Wiener Geldanstalten und Konzerne hatten Filialen und Betriebe im böhmischen Raum. Die alte Österreich-ungarische Monarchie bildete einen zum großen Teil sich selbst genügenden und glücklich ergänzenden Wirtschaftsraum, in dem industrialisierte und landwirtschaftliche Teile im Gleichgewicht waren.
Die in den Jahren 1918/19 abrupt erfolgte Trennung und Auflösung in verschiedene politisch und wirtschaftlich selbständige Staaten mit eigenen Währungen und sehr verschiedenen Interessen mußten zu erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten führen. Dazu kam die Tendenz der neuen Staaten, sich vom alten Zentrum Wien und von Restösterreich, das damals Deutschösterreich hieß, völlig unabhängig zu machen, ihr ganzes Wirtschaftsleben autark zu gestalten und in ihrem Sinne zu nationalisieren. Zollgrenzen wurden ohne Rücksicht auf alteingespielte wirtschaftliche Verbindungen errichtet, die gesamte Wirtschafts- und Zollpolitik auf eine Untergrabung des deutschen wirtschaftlichen und finanziellen Einflusses ausgerichtet und noch dazu die meist von Deutschen gezeichneten österreichischen Kriegsanleihen weitgehend entwertet, was zu einer sehr starken Verarmung der deutschen Bevölkerung beitrug. Auf dem landwirtschaftlichen Sektor tat man mit Hilfe von Bodenreformen und anderen Maßnahmen ein übriges. Besonders schwer wurden die Sudetendeutschen dadurch getroffen. Viele ihrer Unternehmungen gingen in tschechische Hände über oder mußten stillgelegt werden, in anderen mußte jahrelang Kurzarbeit eingelegt werden; all das führte zu einer immer unerträglicheren Arbeitslosigkeit. Besonders verschärft wurde die Lage durch die Wirtschaftskrise ab 1930. Vor allem der wichtigste sudetendeutsche Industriezweig, die Textilindustrie, hatte schwer zu leiden.
Der Umstand, daß die sudetendeutsche Industrie sich vorwiegend mit der Herstellung von Verbrauchsgütern befaßte, während die Industrie der Anlagegüter (Maschinen) überwiegend im tschechischen Landesteil lag, meist tschechische Arbeiter hatte und entweder von vornherein in tschechischem Besitz war oder im Laufe der Zeit immer mehr in tschechische Hände übergegangen war, brachte eine weitere Verschärfung der Wirtschaftslage für die Sudetendeutschen mit sich. Denn die nach voller wirtschaftlicher Autarkie strebenden Nachfolgestaaten des alten Österreich waren nicht mehr geneigt, Konsumgüter aus dem Ausland zu beziehen, sondern lieber Maschinen, um mit diesen ihren Bedarf an Verbrauchsgütern selbst decken und darüberhinaus solche

noch exportieren zu können. Diese Bestrebungen förderten fast ausschließlich die tschechische Industrie, die dadurch einen großen Aufschwung nahm und stetig Neugründungen zu verzeichnen hatte, während die sudetendeutsche einen bedenklichen Schrumpfungsprozeß durchmachte.

Die Maßnahmen der Tschechen, oft unterstützt durch behördliche Schikanierungen, fügten dem deutschen Wirtschaftsleben in der damaligen Tschechoslowakei schwersten Schaden zu. Es kam zu Zusammenbrüchen, Massenarbeitslosigkeit, zu Hunger, Not und Verzweiflung in den betroffenen Gebieten. Demgegenüber konnte sich der an sich wohl richtige Versuch einer Beteiligung von einigen sudetendeutschen Parteien, den sog. Aktivisten, an der tschechoslowakischen Regierung nicht durchsetzen. Es gelang nicht einmal, deutschen Unternehmungen in nennenswertem Umfang Staatsaufträge zu vermitteln, worauf die deutschen Unternehmer als tschechoslowakische Staatsbürger doch wohl einen Anspruch gehabt hätten. Trotz allen Versprechungen waren die Tschechen nicht bereit, ihre Fehler aus der Zeit nach 1918 wieder gut zu machen und von ihrer Nationalstaatspolitik abzuweichen.

Eine abermalige Umstellung nach Zerreißung alter Wirtschaftsbindungen erforderte die Vereinigung der sudetendeutschen Gebiete mit dem Reich. Die damals für die sudetendeutsche Wirtschaft nach langen Notjahren einsetzende Vollbeschäftigung und verschiedene vorsichtige Übergangsbestimmungen erleichterten diese Umstellung, die ja bis zur letzten Konsequenz nie durchgeführt wurde, weil ein halbes Jahr später die Besetzung und Eingliederung der restlichen Gebiete Böhmens und Mährens erfolgte.

Nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches im Jahre 1945 kam es zur Liquidierung der deutschen Wirtschaft in den böhmischen Ländern durch einen bis dahin völlig unvorstellbar gewesenen Vorgang: Die neuen tschechischen Machthaber enteigneten über Nacht das gesamte deutsche Vermögen, die deutschen Eigentümer der Betriebe, Arbeiter und Angestellten wurden aus dem Land gejagt und der gesamte deutsche Besitz, der damals vorsichtig auf 30 bis 40 Milliarden Reichsmark geschätzt wurde, vom neuen tschechischen Staat entschädigungslos eingezogen. Die Unternehmungen wurden zum kleinen Teil stillgelegt, zum größeren Teil von tschechischen Verwaltern, anfangs noch mit Hilfe von noch nicht ausgewiesenen Deutschen, weitergeführt oder auf andere Produktionen umgestellt.

(Der Artikel wird im nächsten Heft mit dem zweiten Teil „Der Wiederaufbau in Westdeutschland" abgeschlossen.)

Aus technischen Gründen können wir den im letzten Heft veröffentlichten Vortrag erst in dieser Folge in der englischen Übertragung bringen. Wir bitten unsere deutschen Leser, die Heft 4 des Jahrganges 1958/59 nicht erhalten haben, zu vermerken, daß Nachlieferungen hiefür möglich sind.

Taras von Borodajkewycz

Austria: European Inheristance-European Obligation

SPEECH addressed to the Meeting of the Working Comunity of Sudeten German Educators on occasion of the Sudeten German Day, Vienna, Whitsuntide, 1959. (Synopsis)

In his introductory words the speaker calls forth remembrances of Old Austria, the common house we had to leave 40 years ago; remembrances that needs are becoming weaker and weaker — we can foresee the day when the last of us will leave this world who consciously has experienced Old Austria, that wide empire stretching from Lake Constance to the Podolian Plateau, from the Elbe breaking through Bohemia's mountains to the Bocca di Cattaro. We are going to speak of that Old Austria trying to avoid extreme attitudes: we know full well that the wicked word of the "jail of peoples" was unjust and mistaken, but on the other hand, we will refrain from the sentimental romanticism of restauration.

We proudly profess that Austria has grown out of the soil of the German people and the German Reich, and that she has not denied her origin to the day of her downfall. Hecatombs of German blood, German work, and German mind have been ploughed under in the earth of Habsburg's Empire. These efforts did not come out of nationalistic or imperialistic greed of power, but out of the universal open-minded attitude so characteristic of the old Holy Empire which by name was Roman, by substance was German, and by essence was Christian. Metternich who certainly cannot be suspected of German nationalism, was justified in declaring to the Prussian embassador in Vienna, Count Arnim, in the last year of his tenure: Austria is an empire that comprises various nationalities under her rule, but as an empire she has only one nationality: Austria is German, German by her history, by the core of her provinces, by her civilisation."

But it would be half the picture, if we were so biased as to point out only German achievement. As a great European power Austria was also the work of her dynasty, of the Casa d'Austria, which, after the acquisition of the Austrian Lands in the 13th century, had risen from a South German noble family to be the first dynasty of Christendom, winning the crowns of Burgundy and Spain, of Bohemia and Hungary, and above all, imperial dignity in Germany, and rising to this position in conflict with France, with Protestantism, and with the Turks.

The greatness of Austrian history lies in the fact that its successes were achieved not against Europe and not at the expense of the Christian Family of Peoples, but in their interest. Through 150 years, already between the two Turkish sieges of Vienna in 1529 and 1683, Europe witnessed the dangerous spectacle of an Iron Curtain, and for 200 years the Lands of Inner Austria were the "yard-fence" of the Reich, exposed to the merciless grip of the hereditary enemy of Christendom. Hegel once said that not formal valour decided on fame, but the value of the cause: the fame of Marathon, Thermopylae, Salamis, Plataeae etc. was not in the patriotism shown, but in the great causes saved in those places. This is perfectly true of Austria's heroic age beginning with the second siege of Vienna by the Turks and via the battles on the Kahlenberg, of Mohacs, Szlankamen and Zenta, Peterwardein and Belgrad, leading up to the reincorporation of Hungary and her dependent territories into the Christian Occident and to Austria's position of a European great power. In this hour of birth the Habsburg Empire was given its leading idea laid down in its only Basic Law, in the Pragmatic Sanction, in which the common duty of defense of its Kingdoms and Lands was defined as the essence of their union.

In the 10th century, after the battle on the Lechfeld, the first Austria, the Ottonian Mark, was created in consequence of a feat performed by a German king and important for the whole Occident; at that time Bohemia helped to ward off the Hungarian threat. In 1683 Polish forces united with the Imperial and German hosts — a model for, and appeal to, today's Free Europe.

For it was not an easy task to enter the lists on behalf of Occidental freedom against invading Islam. We know there were clandestine Turks in Europe at that time as there are clandestine Russians today. Already in the 15th century Italian states had sought the favour of the Turkish Sultans, and from the days of Charles V down to the eighteenth century the Christian world witnessed the sameful spectacle that — openly or clandestinely — the "Most Christian King", i. e. the king of France, was an ally of its hereditary enemy. The French spared neither money nor war material to incite the Turks against Habsburg and the Reich, and to expose them to the dangers of a war on two fronts. Beginning from the unholy alliance of that unscrupulous Valois Francis I down to Louis XIV, who tried to stop the triumphal march of the Imperial armies into the Balkans by an attack on the Western border of the Reich, the Turks were persistently used as a welcome weapon in France's hands. If history had taken a course in correspondence to France's attitude, St. Stephan's in Vienna would have become a Turkish mosque. However, the last-hour rescue of the Occident was achieved almost 300 years ago, inspite of those clandestine Turks; moreover, an imposing stronghold of the Occident was built up in Eastern Central Europe. Let us interpret this outcome as an obligation not to become despondent and susceptible to the thoughtless or unscrupulous softening which is so often met with in Free Europa, above all in the Federal Republic.

The Habsburg Monarchy was of a complicated structure, the formula of which has not been easy to find for historians and jurists to this day. It came into existence as a federation of states under a monarch, as a union of Kingdoms and Lands, which, on their part, were constituted by their Estates. We still remember how marked the consciousness of these lands and groups of lands was right to the end — the Austrian "Erbländer" (hereditary lands), the Lands of the Bohemian Crown, the

Lands of the Hungarian Crown. We have, however, not succeeded in creating a unitary state with a common state ideology and a state nation bearing it. As long as there was an Austrian or an Austro-Hungarian Monarchy, there was never such a thing as an Austrian nation. It has been only in these confused days that attempts were made to "make" it, attempts macabre, not in keeping with history and directed against the god-made order of nations in our Continent. The Imperial manifestos went out "To My Peoples" until October 1918, and not to a never-existing Austrian nation.

Old Austria never tried to curtail the individuality of any of the peoples living behind its German façade we witness the exciting spectacle of the rebirth of buried state nation; on the contrary. Under the protecting roof of the Habsburg Reich and within her borders, rob it of its mother-tongue or customs, or transform it into a and the awakening of not yet awakened nationalities. With open-minded sympathy, with joyful interest, Germans have taken part in these proceedings, the stimulating centres of which were Halle and Leipzig, Weimar and Jena; to Vienna, naturally, fell the functions of birth-place and nursery. There has been no nation inside the Habsburg Empire that could reproach it for hindering the development of its national consciousness, least of all the Czechs. It is one of the tragic aspects of European history that this development which was meant to make the garden of our Continent still more flourishing, so soon came under the curse of discord. The forces of simultaneously rising modern mass society dragged down those high ideals into the recrudescing reality of daily politics. The epoch-making year 1848 tore the veil.

But then, in the first Diet in Austria's history, something important and holding great promises for the future happened: Representatives of the Austrian peoples made constructive efforts on a high level aiming at the solution of the national problems which had so suddenly turned virulent. There are, above all, the blueprints for a constitution proposed by Ludwig von Löhner, German Member from Bohemia, by Palacky, and by Kajetan Mayer. Austria's reorganisation into groups of lands or "Reichskreise" ("Empire Districts") with national delimitations and a strong autonomy seemed feasible to that first generation of Austrian Members of Parliament. Löhner had put his plan before a meeting of German Parliamentarians from Bohemia at Teplitz already in August 1848; it provided for a division of the Austrian Lands into 5 national districts, the leaders of which should be directly subordinate to the ministries; Galicia should be left outside, no regard should be paid to historical boundaries. Bohemia was to be divided into two districts, German Bohemia and Czechia, linguistic enclaves and national minorities should be disregarded — which provision caused the defeat of his plan. Palacky's blueprint, which was greatly overrated later on, also ignored the linguistic enclaves, it proposed the division of Austria into eight national districts: German Austria comprising Upper and Lower Austria, Salzburg, Vorarlberg, as well as the German parts of Styria, Carinthia, and the Tyrol, German Bohemia, German Moravia, and German Silesia; Czech Austria including the Slovak parts of Hungary; Illyrian Austria consisting of Slavonia, Carniola, the Küstenland (strip on Adriatic coast), and the Slovenian parts of Styria and Carinthia; Polish Austria; Italian Austria; Walachian Austria; and Hungarian Austria. No mention was made in Palacky's blueprint of the Ruthenians and of the Transylvanian Saxons.

We wish to underline the fact that the most felicitous solution, which in the end was worked into the draft of the Constitutional Document of the Diet at Kremsier, came from Kajetan Mayer, Member from German Moravia and overseer on Prince Liechtenstein's estates. He advocated the formation of national units within the historic territorial units. Lands that were nationally uniform, such as Upper Austria or Salzburg, should form one district each. Bohemia, however, should fall into 9 districts, Moravia into 4, the Tyrol into 3, Styria into 2, Galicia into 10. These districts should have representative bodies of their own, the District Diets, which were to have their places beside the exising Land Diets, and should send two representatives into the Imperial Diet each.

You know that all these plans were denied realization. Was it only the Law of Missed Opportunities which seems to have governed Habsburg's fate in the 19th century? Or did thus the difficulty, maybe impossibility, become apparent of combining the central and not only representative position of the Kaiser, who was the only real centre of the state in accordance with the historical foundations of Old Europe, with the political, national, and social demands of the dawning modern world of industrial labour? The disappointments following the introduction of universal, direct and equal suffrage in 1907 point in this direction. There is no doubt that, since the Turkish threat had vanished, the Habsburg Empire had lost a good deal of its meaning as a defensive community.

When making this statement we must not forget to add that the seeds of Kremsier have not entirely died off, but put forth a surprising blossom after two generations, and for us it is moving to see it sprout where already at Kremsier those fertile suggestions had been made — in the mild, humane atmosphere of Moravia. I am speaking of the famous Moravian Compromise of 1905. In a country of interlacing and intersecting national interests, by the introduction of a national register and of the personality principle, the Compromise guaranteed free national life and its claims to political representation not only for both nationalities as such, Czechs as well as Germans, but also for each single Czech and German. The principles tried out in Moravia were transferred to Bukowina, the Crown Land with the greatest number of languages, and began to show its beneficent effects on the peoples of that small country, Ruthenians, Poles, Roumanians, and Germans.

Historical justice bids us state that those exemplary results in some Crown Lands would not have been possible without the impetus given by the Constitution of 21st December 1867. It was a work of German Liberalism which was at the helm after Austria had been forced to leave the German Confederation, and it does breathe its spirit. Article XIX of its basic state law dealing with the general rights of the citizens remained the norm of Austrian nationality law until the downfall of Austria this side of the Leitha — the Hungarians denying their national minorities an equivalent legal protection in their half of the Empire.

"All nationalities enjoy equal rights", the Article begins, solemnly adding, "and each nationality has an inviolable right to preserve and cultivate its national character and language." And it goes on decreeing; "The legal equality of all customary languages in schools, offices, and public life is recognised by the state. In the Lands inhabited by several nationalities public educational institutes shall be organised in such a way that each of these nationalities will get the means necessary for instruction

in its language without an application of pressure to learn another language of the Land."

Behind the protective wall of this basic state law, which, by the way, was passionately opposed by the Czechs, the peoples of Austria were allowed to enjoy the fullest development of their cultural, economic and organisational life. To give examples: Before World War I there were in Bohemia 2334 German primary schools and 73 private schools, the Czechs had 3359 primary schools and 94 private schools; 36 German grammar schools corresponded to 47 Czech ones, 16 German non-classical secondary schools corresponded to 30 Czech schools of this type. Since 1869 the Czechs had a full Technical University of their own in Prague, since 1882 a university of their own in Prague. In Moravia there were 747 German primary schools in 1914, and 1940 Czech ones, 14 German grammar schools and 25 Czech grammar schools, 16 German and 13 Czech non-classical secondary schools; in Brünn there was a German and an independent Czech Technical University. Unfair treatment. The Austrian Cabinet which was in office at the outbreak of the War, had treated not as a national minority, but as partners with full equal rights. When the First World War broke out, the Czechs held almost all posts of State or Land officials in Bohemia. They felt at home not only in Bohemia, but also in Austria, above all in Vienna. This metropolis attracted members of all nationalities, and none can say that the Czechs did not receive their proper share. The post of state minister was just as open to them as high central bureaucracy or the Upper House of Parliament. The Austrian Cabinet which was in office at the outbreak of the War, had two Czech ministers.

The following sentences written by Friedrich Freiherr von Wieser, Imperial Minister and great teacher of the law in the University of Vienna, in his moving book "Austria's End" published forty years ago, have lost nothing of their truth to this very day: "The Germans Austrians have been eager", he says, "to give justice to their national minorities, and though they may not have given them all they claimed, and maybe claimed rightly, they have yet given them by far more than national minorities received, or are receiving, anywhere else in the world, in the Old World or in the New. . . . We can boldly challenge any nation to cast a stone against us, claiming to have shown, or to be showing more national justice, or only approximately as much, as we have."

What fate would our people, the peoples of Europe and of the world have been spared, if in this era of solemnly proclaimed self-determination the order of Versailles had entered upon this inheritance of condemned Austria! How would confidence be promoted in today's Free World, if Italy made the principles and experiences of the Moravian Compromise her own in the South Tyrol, or France in Alsatia with its still German population whose systematic denationalisation in the very heart of Free Europe is passed over in silence by an uninformed and disinterested world! When will the last will of the old Empire of Peoples, that alleged "jail of peoples", be opened and executed?

We German Austrians — and you Sudeten Germans belong to us — have been the eldest and the most legitimate children of Old Austria. May the others neglect her inheritance, it should be a point of honour for us and our heart's desire to preserve it and to stand up for it. There is so much of the soul of the Old German Empire

in it. We have not always been heedful of it in the past decades — Georg von Schönerer, who thoroughly lacked understanding of Austria's values and functions in Germany and Europe, has darkened our sight considerably. But there is every reason for us proudly and gratefully to avow our fathers' share in Austria's history, which has made us richer, more humane and perhaps more European in comparison with the Germans of Interior Germany, and has given us our wonderful concept of nationality, has made it part and parcel of our souls in quite a natural way, a precious inheritance and obligation.

Let me say an open word here: In these years we have witnessed the oppressive spectacle of certain embarassed intellectuals uncritically taking over the Western idea of nationality, which as you all know identifies state and nation. We Austrians, in their view, are Germans no longer, but the "Austrian nation", the Sudeten Germans are to be Czechoslovakians, the South-Tyrolese Italians. Thus all difficulties should have been overcome, those people believe. But then there is no relationship any longer between us Austrians and you Sudeten Germans, and the Sudeten German bloody sacrifices on the Fourth of March, 1919, are devoid of sense and admit of interpretation no longer.

It is of vital importance for our people not to be taken in by such aberrations, and above all, to keep our one young generation free from them. In this process of clarification the refugees expelled from the soil of Old Austria will have to play an important part, defending our concept of nationality which was tried out in such long partnership with so many peoples.

We shall never cease to regard German problems as our own affairs, wherever they demand our attention, be it in Bozen or Salurn or in Berlin. This has nothing to do with illusions of a national state. All peoples of the Habsburg Empire have hunted after them, and this fascinating idol of the national state inhabited by one nation only has not been a German invention, but has been demonstrated to us by other nations. Europe has been swept to the verge of ruin by it. For some among you it may mean bitter disappointment to give up this beloved idol of their youth after so painful experiences. But again Old Austria will give them consolation: It was not a nationally uniform state, but a state comprising many nationalities, and how well did our people fare in it, how far did the sway of the German language reach, also among other peoples. Similar thoughts were laid down by Freiherr vom Stein in his famous memoir of Nassau in 1807 advocating a personal union between Prussia and Poland with national selfgovernment; in it he says that the national variety of the Habsburg Empire was in no way incompatible with the spirit of the age.

We do not know what God is planning to do with our people, but we know that any solution of the German problem will be unacceptable that does not guarantee freedom for each single German, under whatever national camouflage it may appear. It is to be feared that such temptations will face us soon.

Carl Burckhardt, the Swiss historian and diplomatist, tells us of a conversation he had with Hugo von Hofmannsthal in December 1918 about the Monarchy which had perished a few weeks ago. "All that is over now, and it will never come back again," Hofmannsthal said, and "this war was only the manifestation of a revolution, which in the course of the century will call into question everything that we are and that we

owned once." Hofmannsthal's clear-sighted diagnosis has been correct. Our Old Austria is irretrievably gone, as Bismarck's Reich is gone or the great First Holy Empire of the Germans. As a nation we are faced with entirely new problems which we shall have to tackle not with illusions of possible restauration, but with the best and most valuable traditions of our past.
Old Austria can and shall be a light whose mild rays may brighten our future paths.

Herbert Schmidt-Kaspar

SONNE UND WOLKEN

Schlüsselblumen
im süßen April!
Sonne und Wolken
stehen nicht still.

Wolken und Winde,
die wehen vorbei:
Seidelbast, Krokus,
was immer es sei.

Löwenzahn, Klee:
Was die Seele berührt,
Liebe und Schmerz,
aufs neue verspürt.

Diptam und Malve:
Im Pollen zerstiebt
Schmerz und Vergessen,
zum andern geliebt.

Hahnenfuß, Ginster,
Oktober und Mai . . .
Der Wind, die Stunden
wehen vorbei.

Josef Michels

Ferdinand Staeger — 80 Jahre

Der bekannte Maler und Graphiker Professor Ferdinand Staeger wurde am 13. März 1880 in Trebitsch in Mähren als fünftes von sechs Kindern geboren. Schon als Knabe zeigte er eine ausgeprägte Begabung für das Zeichnen und Malen. In der Schule sah er einen Farbenkasten und er fühlte den brennenden Wunsch, ein solches Wunderding, mit dem er seinen Gefühlen Sprache verleihen konnte, zu besitzen. Er sparte sich seine Frühstücksbrote ab, um diese dem appetitfreudigen Mitschüler als Vorauszahlung zu geben. Bevor der Kasten sein eigen wurde, versuchte er, sich selbst Farben herzustellen, wie R. C. Muschler es in seinem Buch über Ferdinand Staeger, das im Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg, erschien, berichtet. Der Knabe zerrieb Ziegelsteine und gewann so das kostbare Rot. Aus dem Saft des Schöllkrautes bereitete er sich das Gelb und im Waschhaus suchte er eifrig die staubkleinen Restchen des begehrten Waschblaues. Mit diesen Notfarben malte er sein erstes Bilderbuch und auch dieses mußte denselben Weg gehen wie die Frühstücksbrote; der Schulkamerad bekam alles für den Farbenkasten, der endlich Staegers Besitz wurde. Was er daheim in den Heften „Über Land und Meer" oder in anderen Blättern fand, das diente ihm als Vorlage für farbige Skizzen. Unermüdlich bemühte er sich, die Tönungen der Natur wiederzugeben. Seine Lehrer lobten ihn, die Eltern erfuhren von der Begabung ihres Sohnes. Ein prächtiger Malkasten belohnte seinen Eifer.

Der Weg jedes echten Künstlers ist weit und schwer. So war es auch bei Staeger der Fall. Aber die Stationen seines Weges förderten die Entfaltung, wenn sie auch mitunter abseits von der künstlerischen Entwicklung zu liegen schienen. Da war die Webeschule in Brünn, auf die ihn die Eltern schickten. Er mußte dort mit schematischen Strichen in seine Fachhefte einen Teppich, Brokat oder ein Damasttischtuch als Werkzeichnung eintragen. Die Prager Kunstgewerbeschule gab seiner Phantasie, die schon in Brünn in die geometrischen Zeichen Märchengestalten einflechten wollte, etwas mehr Entfaltungsmöglichkeit. Aber gleichwohl war er auch hier als Zeichner der Textilindustrie an das Mechanische gebunden. Als innere Ergänzung zeichnete er Menschen, Tiere, alte Prager Häuser, Kirchen, Straßen und Plätze. Aber seinen späteren Arbeiten merkt man in der stilvollen Gewandung seiner Personen an, daß seine Arbeit als Zeichner der Textilindustrie nicht unfruchtbar gewesen ist für sein Künstlertum. Prof. Jakob Schikaneder, in dessen Klasse der junge Staeger kam, förderte ihn nachhaltig. Das stille, bescheidene Wesen, das Ferdinand Staeger eigen war und bis heute eigen geblieben ist, ließ ihn zur Harmonie seiner Form reifen.

Nach seinem Prager Studium ging er nach Wien, wo ihn oft wirtschaftliche Not bedrängte. Aber sein Eifer wuchs: der Hauptpreis eines Ausschreibens des „Mährischen Gewerbemuseums" war ein schöner erster Erfolg. — Er kehrte von Wien nach Prag zurück und gewann bald durch seine Porträtkunst und durch seine Illustrationen Anerkennung. In einer Durchdringung von Romantik und Realistik begann immer stär-

ker das charakteristische seiner Kunst sich zu offenbaren. Themen, aus dem großen Zauberreich der Phantasie gewählt, sind in den ewigen Linien der Natur dargestellt. Es geht Staeger um den Stimmungsgehalt der unendlichen Größe der Natur, die in ihrer Geheimnistiefe einen Widerschein des Jenseits birgt.

Im Jahre 1907 bekam Staeger den Auftrag, die Thomas-Kirche in Neuern im Böhmerwald mit Fresken zu schmücken. Die etwa drei Meter großen Gestalten lassen erkennen, wie Staeger sich als Raumgestalter bewährt. Die Symbolkraft des Künstlers erweist sich in Gemälden wie „Verlorenes Paradies", in „Täglich Brot", im „Einsamen Peter", in den „Webern", aber auch in der duftigen ahnungsschweren „Sommernacht." Ein Motiv, das Staeger immer wieder gelockt hat, ist die „Ruhe auf der Flucht". Er hat als Maler ebenso wie als Graphiker diese ihn tieferfüllende Szene des Marienlebens gestaltet. Zu seinen Meisterarbeiten gehören die Porträts von Peter Dörfler, Gerhart Hauptmann und Dr. Hugo Eckener.

Ausstellungen seiner Werke wurden bald in allen europäischen Städten gezeigt. Sein Werk wuchs aus der Stille, aus dem langen, einsamen Ringen, das niemandem erspart bleibt, der sich zu dem eigenen Ausdruck seiner künstlerischen Idee hindurchringt. Die Beherrschung der technischen Mittel, die Kraft der Phantasie und die besondere Eigenart einer realistischen Kunst, die fähig ist, hinter dem Sichtbaren das Ewige ahnen zu lassen, geben dem Künstler Staeger eine Bedeutung, die ihn zu einem der wesentlichsten Maler und Graphiker unserer Zeit stempeln. Im Werk Ferdinand Staegers spiegeln sich die Schicksale zweier Kriege, Elend und Not der Vertreibung und es spiegelt sich darin die reine Sehnsucht nach dem Unvergänglichen, wie sie einen Eduard Mörike, einen Adalbert Stifter und Joseph von Eichendorff beseelte, zu deren Werken Ferdinand Staeger meisterliche Illustrationen geschaffen hat. Seine Landschaftszeichnungen, von denen hier die Radierungen aus dem Böhmerwald besonders genannt seien, haben die Einfalt und Innigkeit eines Verhältnisses zur Landschaft, das im edelsten Sinn als künstlerisch ursprünglich bezeichnet werden darf. Seine Federzeichnungen und Radierungen sind vom feinsten Detail, seine Phantasie erlaubt es ihm, große Kompositionen zu schaffen, in denen die Natur zum Gleichnis der inneren Schicksale des Menschen wird. Man denke an seine Radierungen „Beethoven", „Kätchen von Heilbronn" u. a., aber auch an das schlichte, von Trauer überschattete Bild „Gänsemagd".

1943 in München um Hab und Gut gebracht, zog Prof. Staeger sich auf sein Landstudio in den bayrischen Voralpen zurück, das 1945 ebenfalls dem Krieg zum Opfer fiel. Seitdem wohnte der Künstler im Steigenbergerhof in Penzberg in Oberbayern, wo er trotz räumlicher Enge seiner Kunst treu blieb. In der jüngsten Vergangenheit fand Staeger eine neue Heimstatt in der Vertriebenen-Gemeinde Waldkraiburg am Inn.

Das Thema des Malers ist weit: es reicht vom Getreidefeld zur Eisenhütte, vom „Abendfrieden" und der „Juninacht" bis zur Erschütterung der „Rose Bernd" und zum wuchtig gestalteten Problem der „Weber". Zu den bekanntesten Arbeiten seiner Radierkunst gehört das Blatt „Der junge Stifter". Am murmelnden Bach liegt der Knabe und über ihm ragt die mächtige, sturmzerzauste Fichte in den Himmel. Der Blick des Beschauers geht auf den stillen See inmitten der Berge hinaus. Liebliche Innigkeit und erhabene Größe, beides dem Böhmerwald eigen, sind in diesem Bild vereint.

Feuer macht Feuer.

Das Münchner Oktoberfest des Jahres 1908 gab seiner lauten Festlichkeit lebhaftesten Ausdruck, als mit mir meine Frau, die hochbegabte Malerin Sidonie Springer, deren Kunst inzwischen in Vergessenheit geraten ist, meine zwei Kinder und unsere nur Tschechisch verstehende Köchin Marschenka unsere neue Wohnung am Bavariaring bezogen.

Wir kamen aus dem einzig schönen Prag. Es hatte mich unauslöschlich beeindruckt gehabt. Romain Roland schrieb mir später einmal: „Wenn ich nicht wüßte, daß Sie lange in Prag gelebt haben, würde ich das aus Ihren Zeichnungen mit Sicherheit schließen."

Wir jungen deutschen Maler, Graphiker, Bildhauer und einige Schriftsteller Böhmens hatten uns im „Verein deutschböhmischer Künstler" eine Gemeinschaft geschaffen, in der der Sturm und Drang unserer Jugend sich reich betätigen konnte. Rainer Maria Rilke, Paul Leppin, Max Brod, der später berühmte Schauspieler Moissi, Leo Blech, der nachherige Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper, standen uns nahe und August Brömse, Richard Teschner (später Professor an der Wiener Kunstakademie) und der Egerer Bildhauer Karl Wilfert, der leider sehr jung gestorben ist, und ich hatten die Initiative. In uns und manchem anderen unserer Gemeinschaft brannte das Feuer hingebungsvoller Kunstausübung, doch hatte uns alle der Drang, aus dem doch sehr beschränkten deutsch-böhmischen Wirkungskreis hinauszukommen, beherrscht.

Der Auftrag, in der gothischen Fürstlich Hohenzollernschen Kirche in Neuern im Böhmerwalde Fresken zu malen, brachte mir im Jahre 1908 dortselbst nicht nur die Freundschaft mit Hans Watzlik, er brachte mir auch das allernotwendigste „Investitionskapital" für unseren Umzug nach München. Nach seinem Vollzug waren mir noch über 200 Mark geblieben.

Bis dahin kannte ich München nur ganz flüchtig. Wo sollte ich mir die zum dortigen Einleben notwendigen Einsichten beschaffen? Als Österreicher dachte ich da natürlich gleich: in einem Künstlercafé. Ja, es gab so eines, wie ich erfuhr. Es hieß „Stephanie", der Volksmund nannte es „Kaffee Größenwahn".

Dort verkehrten als Stammgäste nicht nur die Gewappelten aller Sparten der Kunst, auch deren Adepten, die Boheme und auch ihre Schmarotzer. Auch die Münchner „Edelanarchisten" und die „Kohlrabiapostel" waren regelmäßig da, und auch Lenin und Trotzky konnte man dort sehen.

„Ja, was führt Sie nach München? Das ist aber schön, daß wir uns wiedersehen!" So begrüßte mich dann dort der junge Prager Schriftsteller Kauders. — „Ich bin nach München umgezogen." — „Mensch, das ist ja Wahnsinn! Jeder Hundertste, den Sie in den Straßen Münchens sehen, ist Ihr Konkurrent!" Das stimmte, München hatte damals 600 000 Einwohner, und von ihnen waren 6 000 bildende Künstler. Dann kam unser Umzugsgut, ich mußte zur Übernahme auf das Zollamt. Am Schalter prüft der Herr königl. bayrische Zollinspektor mißmutig meinen ihm gereichten Frachtbrief und brummt dabei ärgerlich: „Möcht' wiss'n, wos die Leut alle in Minka ho'm woll'n!" Nun aber schlug er verzweifelnd auf den auf seinem Pult liegenden

unglückseligen Frachtbrief, schickte mir einen ausdrucksvollen Blick zu und wetterte: „Und a Kunstmaler, ja seid's denn noch nicht gnug da?" Doch auch das konnte mich nicht entmutigen. Hatte ich doch den festen Eindruck, daß das öffentliche Leben Münchens im Zeichen des Werbens um die Gunst der Musen stand. In ihm konnte sich in einer führenden Stellung auf die Dauer nur halten, wer eine echte Freundschaft wenigstens zu einer unserer lieben Musen hatte. Die geistige Atmosphäre Münchens war erfüllt von Klassik und vom Sturm und Drang der Künste.

So ging ich kühn in die Redaktion der Wochenschrift „Jugend". Dieselbe hatte damals wirklich Weltgeltung. Ihr Herausgeber, Dr. Georg Hirth, eine der markantesten Persönlichkeiten Münchens, er war auch Besitzer der bedeutendsten Süddeutschen Tageszeitung, der „Münchner Neuesten Nachrichten", empfing mich begeistert und rief: „Endlich ein wirklich deutscher Zeichner!", und fortan brachte die „Jugend" meine Bildbeiträge, die mir manchmal angenehmen Widerhall aus dem ganzen Reich, dem Ausland — auch aus Übersee — brachten.

Wenn ich damals abends durch die schlecht beleuchteten Straßen Münchens ging, sah ich in den Etagen ihrer Häuser nur selten beleuchtete Fenster. Aber unter und in den Dächern leuchteten umso heller die großen, vielgeteilten Atelierfenster manchmal ganze Straßen entlang, eines hinter dem anderen, und hier und da leuchtete ein ganzes, fast nur aus Eisen und Glas bestehendes Haus voll des schönsten Lichtes. Der Volksmund nannte diese Bauten „Bilderfabriken", es waren Atelierhäuser. Hinter all diesen Fenstern versuchten immer wieder jene 6 000 Konkurrenten und Konkurrentinnen (letztere nannte man damals Terpentintanten), endlich ihr bestes Bildwerk zu schaffen.

Am frühen Morgen konnte man in diesen Straßen die Hofequipage des regierenden Prinzregenten fahren oder stehen sehen. Neben dem Kutscher saß dann ein Lakai mit einem mit weißem Federbusch geschmückten Dreispitz. War der Dreispitz parallel mit der Stirn aufgesetzt, dann war der Prinzregent im Wagen und ehrerbietig, nicht aber untertänig, grüßten die Straßenpassanten zu ihm. Um solche frühe Stunden besuchte der Prinzregent gewappelte und ungewappelte Künstler in ihrem Atelier. Aufzüge gab es damals in München noch nicht, und so stieg der alte hohe Herr, nachdem der Adjutant sich zuerst davon überzeugt hatte, daß der Atelierinhaber da sei, und er ihm den Besuch Sr. königlichen Hoheit angemeldet hatte, die vielen Treppen hinauf. Der Adjutant trug dabei ein riesiges Zigarrenetui mit unwahrscheinlich großen Glimmstengeln erster Güte und huldvoll überreichte die königliche Hoheit, nachdem sie die Werke des Künstlers besichtigt hatte, ihm einen derselben.

Der Prinzregent besuchte auch fleißig die Kunstausstellungen und Kunsthandlungen und kaufte dort für sich und als Geschenk für seine Verwandten und Freunde Gemälde und Plastiken.

Seit vielen Jahren kam der Prinzregent in der Adventzeit in die bekannte Kunsthandlung Bernheimer, um auch für seinen Freund, den Bildhauer Exzellenz Ferdinand von Miller ein Weihnachtsgeschenk zu erwerben. Bernheimer wußte aus Erfahrung, daß schließlich vom hohen Interessenten eine Bronze-Tierplastik gewählt wurde. Er liebte ja sehr Tierdarstellung der Malerei und Kleinplastik. So kam es, daß Exzellenz von Miller in den vielen Jahren der Freundschaft mit der königlichen Hoheit schon eine ganze Sammlung dieser Kunstsparte hatte. Deshalb bat er, weise vorausschauend, den Kommerzienrat Bernheimer, dem Prinzregenten diskretest beizubringen, daß er

einen schönen Teppich benötige. Bernheimer versuchte es, aber: „Was, der Ferdl möcht ein Teppich? Nein! Dem ist doch sicher ein Viecherl viel lieber!" Da gab es keinen Widerspruch mehr und Ferdl bekam wieder einen röhrenden Hirsch aus Bronze.

Ohne viel Aufsehen wurde so „von oben herab" das Interesse an der zeitgenössischen Kunstproduktion immer wieder angeregt. Vielleicht sind manche, nicht gerade musische Staatsbürger, solcher Anregung nur widerwillig gefolgt. Weil aber damals die zeitgenössische Kunst auch für sie nicht völlig unverständlich war, fanden manche, vielleicht viele von ihnen, bald an ihr Gefallen, und es entstand ein immer größerer Bedarf an Bildwerken. So war damals die zeitgenössische bildende Kunst in der bayrischen und besonders der Münchner Gesellschaft eingebettet.

Natürlich waren auch in jener Zeit „Klassiker" und „Stürmer und Dränger", jetzt nennen sich letztere Avantgardisten, am Werk, und natürlich wurden die letzteren von einem Teil der Allgemeinheit und der Presse nicht verstanden oder mißverstanden.

Aber weil die Kunstproduktion sich ganz frei und mannigfaltigst betätigen konnte, weil es gar keine festen, von irgendwo festgelegte Vorschriften über ihre Formensprache gab, fand schließlich jede Art der Kunstausübung, mag sie nun romantisch, realistisch, sezessionistisch, impressionistisch, Jugendstil, expressionistisch oder vorwiegend dekorativ gewesen sein, den Weg an die Öffentlichkeit und damit an die Interessenten. So kam es, daß in den Ausstellungen unseres viel geschmähten, aber noch mehr bewunderten, dann verbrannten Glaspalastes *gleichzeitig* 3 000 und noch mehr Werke zeitgenössischer Künstler, von denen keines vorher dort schon ausgestellt gewesen sein durfte, aller benannten Richtungen gleichberechtigt, vollkommen gleichberechtigt, einem wirklich internationalen Besuch alljährlich gezeigt wurden.

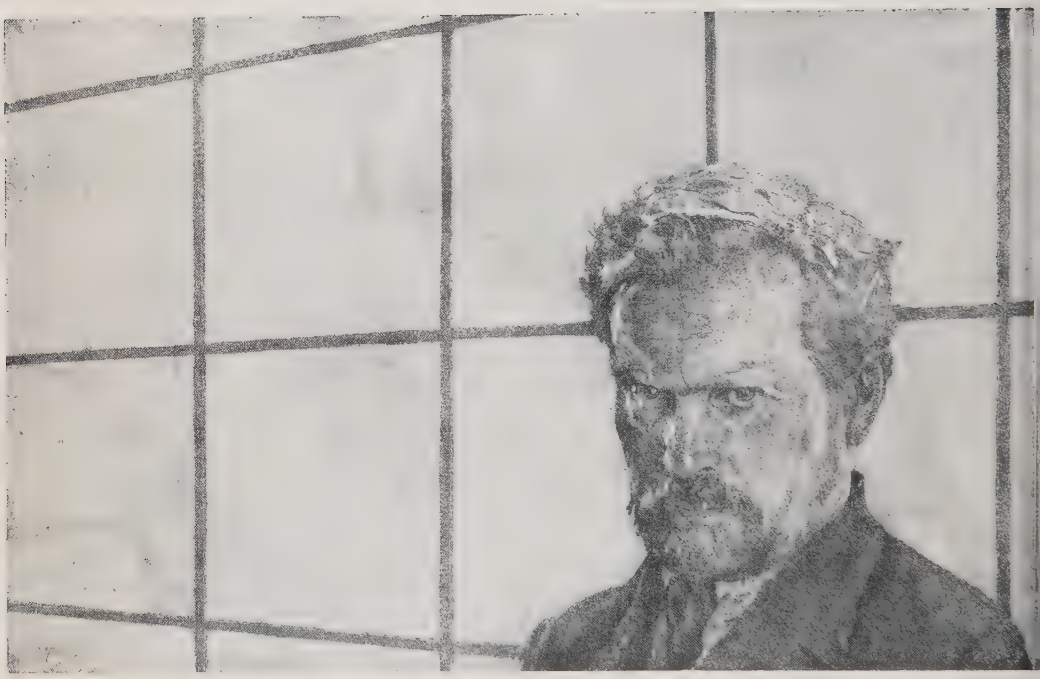
Es ist eben so, daß die zeitgenössische Kunst, wenn ihr die Freiheit ihrer gestaltenden Sprache genommen wird, sie dem breiten, sie nährenden Boden der Gesellschaft entnommen wird, entwurzelt wird, daß sie dann nur einem kleinsten Teil der Allgemeinheit etwas zu bieten hat und aus der umfassenden menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wird.

Aber noch muß es endlich auch deutlich gesagt werden, daß die Künste für die menschliche Gesellschaft wahrlich nicht nur ein Leckerbissen sind, daß sie für sie ein unentbehrliches, wichtiges Nahrungsmittel sind.

Sie sind ja nicht nur das Spiegelbild ihrer Zeit, sie üben vor allem weitgehenden Einfluß auf die Gestaltung der Psyche des Geisteslebens der menschlichen Gemeinschaft aus. Damit nehmen sie Einfluß auf deren Weltanschauung, deren politische Einstellung, deren zwischenstaatliche Beziehungen und als Folge auch auf deren wirtschaftliches Gedeihen.

Ein Beispiel kann zeigen, wie mit durch Jahrtausende währendes künstlerisches Wirken auch die aktuellste technische Errungenschaft unserer Zeit hervorging. Die Erdgebundenheit, das sich von der Erdoberfläche-Nichterheben-Können, um den scheinbar unendlichen Weltraum zu „betreten", wollte die Menschheit schon lange überwinden. Viele Jahrtausende gelang es nicht. Bis vor kurzem erschien es unmöglich. Aber wir wissen: schon allerälteste Kulturen gestalteten in ihren Künsten „höhere Wesen", die sie sich frei im Weltraum bewegend vorstellten.

Sie erfanden auch Menschen, denen dieses Können auf natürlichem oder übernatür-

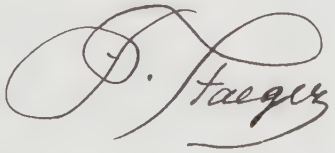


FERDINAND STAEGER „Selbstbildnis“

lichem Wege gegeben ward. So zu Kunstwerken gestaltet, blieb lebendiges Wollen, was sonst wegen scheinbarer, sich immer wieder durch Jahrtausende zeigender völliger Erfolglosigkeit längst in den Tiefen des Verzichtes versunken wäre. Der Wunsch, die Erdenschwere zu überwinden, teilte sich durch künstlerische Darstellungen einprägsam den aufeinanderfolgenden Generationen, Kulturen und Jahrtausenden mit und wurde endlich Allgemeingut des Geisteslebens. Überallhin streute er jetzt seine Samen, und sie fielen endlich auch in entsprechend technisch veranlagte Individualitäten und konnten aufgehen. Es entstand die Möglichkeit des Luftverkehrs. Die Kunst ist ja die Fähigkeit Einzelner, etwas zur Zeit scheinbar Unmögliches durch bildnerische oder schriftliche Darstellung als erreichbar zeigen zu können. Sie erfindet ständig Großtaten Einzelner und ganzer Völker und verherrlicht solche und wirklich geschehene. Sie schildert aber auch die Folgen von Untaten jener beiden auf das Eindringlichste und überzeugendste, mögen diese geschehen oder erfunden sein. So ist sie auch bestes Mittel zur Verbreitung und Vertiefung religiöser, humanistischer und ethischer Weltanschauung, und damit beste Waffe gegen den sich immer mehr ausbreitenden öden Materialismus, der stets zur Machtgier und zu Größenwahn und folgend zum Zusammenbruch führt.
Es wundert mich deshalb immer wieder, daß jene vielen Organisationen und Persönlichkeiten, die der Idee des Friedens, dessen Lebensgrundlage ja Humanität und menschliche Ethik ist, sich zur Werbung, für die sie so große Opfer brachten und bringen, sich nicht auch der bildenden Kunst bedienen. Ich meine, es gibt zu diesem Zweck doch kein geeigneteres Werbemittel als Werke der bildenden Kunst. Die Bildsprache kennt keine Sprachgrenzen. Sie ist allen Rassen, Nationen, sozialen Schichten, Ständen usw. gemeinsam und wirkt sinnfälliger, direkter, lebendiger auf alle als das geschriebene oder gesprochene Wort und das auf alle Zeiten hinaus.

Feuer macht Feuer

Das helle Feuer der Begeisterung, in jedem Kunstwerke aller Kunstsparten brennend, zündete und zündet vom bestehenden in das künftig entstehende Werk, von Generation zu Generation, von Kultur zu Kultur, so fortfahrend ohne Begrenzung durch Zeit und Raum. Längst wäre alles Bestreben der Menschheit, über ihre primitiven Triebe hinauszukommen, der Resignation verfallen, wenn dieses heilige Feuer je erloschen wäre. Unbegrenzt ist die Zeit und der Raum. Unbegrenzt sind also die Aufgaben des menschlichen Geistes.
„Über die Sterne" führen uns seit Jahrtausenden kunstgewordene Fantasien. Die Wissenschaft sucht ihnen zu folgen. Und immer weiter und weiter wird der menschliche Geist dichten, forschen und wirken wollen, wenn ihm die Sternenwelt einst vielleicht nicht mehr Wunder, sondern Gewohnheit geworden war. Denn allwissend und allmächtig und ewig ist der Geist des Geistes.



Gertrud Fussenegger

Der General

Wir kannten ihn längst schon vom Sehen: wenn wir abends nachhause gingen, kam er oft die Allee unseres Vorstadt-Viertels herabgeschritten mit knappen, festen, zierlichen Tritten, denen es nur am Geläut der Sporen gebrach: denn, sehr aufrecht, wenn auch nicht hoch gewachsen, mit streng gescheiteltem weißen Haar, war er auf den ersten Blick als das zu erkennen, was er früher gewesen, nämlich als Offizier des einstmals kaiserlichen Heeres. In seiner Gesellschaft befand sich ein Spitz, ein Ausbund an fröhlichem Übermut, danach zu schließen, wie er den Weg hinauf und hinabschoß, unter Büschen stöberte und schnob und sich alle Hundefreiheiten herausnahm, die sich denken lassen. Sein Herr ließ ihn langmütig gewähren, und manchmal bemerkten wir nicht ohne eine gewisse Belustigung, daß sich das muntere Tierchen, auch wenn ihm dann ein Pfiff erscholl, immer noch Zeit ließ zu gehorchen.

Später erfuhren wir, daß der Mann unser Nachbar geworden war. Unserem Grundstück gegenüber, aber höher gelegen, stand ein Ungetüm von einer älteren Villa wahrhaft raubritterburgmäßigen Aussehens. In diese war der Herr mit seinem Spitzchen eingezogen. Er war im ersten Weltkrieg Oberst gewesen, wir aber nannten ihn unter uns einfach den General. Wir gingen von diesem Titel auch nicht ab, nachdem wir in ein freundnachbarliches Verhältnis zu ihm und den Seinen getreten waren.

Das Haus, in dem er wohnte, war uns von jeher wunderlich gewesen: während sich das unsere niedrig und blockhüttenähnlich bescheiden in sein Gelände duckte, reckte sich jenes hoch mit Zinnen und Erkern bestückt zu einem luftigen Türmchen auf, dessen grünspanige Kupfermütze weithin leuchtete. Unter dieser Kupfermütze, so erzählte man uns, habe sich der alte Herr eine Art Hauptquartier eingerichtet. Da sei ein sechseckiges Stübchen, von sechs schmalen hohen zugigen Fenstern durchlüftet und mit militärischen Erinnerungsstücken angefüllt, vor allem mit einer Sammlung alter und neuerer Generalstabskarten gleichsam austapeziert. In den Karten, hieß es, steckten Fähnchen aus verschiedenfarbigem Papier, die Fähnchen stellten Divisionen und Armeen dar, und der alte Herr liebe es, Schlachten und Feldzüge mittels dieser Wimpelchen nachzuziehen. So spiele er, unausrottbaren Gewohnheiten aus seiner Dienstzeit treugeblieben, täglich wohl stundenlang — wie ein Knabe mit seinen Zinnsoldaten oder ein Schachspieler, der sich über dem einsamen Brett um das Geheimnis der Meisterpartien bemüht — Züge und Gegenzüge längst vollzogener Schicksalentscheidungen auf seinen papierenen Schlachtfeldern nach. Das kam uns rührend und damals, in freundlicher Friedenszeit, auch ein wenig lächerlich vor. Jedes Mal, wenn wir spät nachts die schartenschmalen Fenster des Türmchens erleuchtet sahen, nickten wir einander zu und sagten, als wüßten wir wirklich Bescheid: Aha, der General steckt heute wieder seine Fähnchen.

Doch es kam eine Zeit — wir alle wissen, wie sie kam — da schien es uns nicht mehr absonderlich, über Landkarten zu grübeln und kriegerische Wechselfälle zu verfolgen. Wenn wir vielleicht auch keine Fähnchen steckten, so waren uns doch ferne Städte und Flüsse, Landschaften, deren Namen uns kaum jemals zuvor zu Ohren gekommen, zu Punkten eigener unausweichlicher Lebensentscheidung. Dahin und dorthin, in alle Richtungen der Windrose hatte man die Kriegsfurie losgelassen, als könnte es der Länder und Erdstriche nicht genug geben, auf denen die Entscheidung der Waffen gesucht werden müßte. Allenthalben war der Krieg im Gange, überallhin waren Gatten und Brüder, Söhne und Freunde gerückt, überall war geliebtes Leben in Siege oder Niederlagen verstrickt. So trieb jeder von uns in bangem Herzensdrange eine Art allerdings meist höchst dilettantischer Strategie. Da waren die seltsamsten Theorien, die waghalsigsten Spekulationen im Gange; an einem Tag schien alles möglich und leicht zu bewältigen; am anderen erschrak man vor der Ungeheuerlichkeit der Anforderungen und empfand, von dunklen Gefühlen erschauernd, den von Stunde zu Stunde sich türmenden Wahnwitz unserer Lage.

Jetzt lächelten wir nicht mehr, wenn wir das nächtliche Licht im Turm des Generals durch die Verdunkelung hervorschummern sahen; wir fanden uns vielmehr begierig, mit dem fremden Herrn in ein Gespräch zu kommen und seine, wie wir annahmen, fachmännische Meinung über unsere Aussichten zu erforschen. Wir waren jedoch schon in das zweite oder dritte Kriegsjahr gelangt, bis sich die Gelegenheit ergab und wir Bekanntschaft schlossen. Es war damals, als wir zu gemeinsamen Luftschutzübungen einberufen wurden.

Wie zu anderen weniger desperaten Zeiten Literatur oder Kurzschrift lerneifrigen Adepten in abendlichen Lektionen beigebracht werden, so sollte uns damals gelehrt werden, uns gegen die drohende Gefahr aus der Luft zu wappnen. Wir lernten — eine traurige Wissenschaft — Bomben und Minen unterscheiden, lernten aus dem Heulen der Geschosse darauf schließen, ob sie zu unseren Häupten oder zu Häupten der Nachbarn platzen würden; wir lernten die Gefährlichkeit der Phosphorgüsse schätzen, Brände bekämpfen, nasse Besen schwingen gegen Funkenflug und auf allen Vieren kriechend durch raucherfüllte Räume schleichen. Freilich waren, man muß wohl sagen, zum Glück weder Rauch noch Feuer noch Wasser zugegen, alles begab sich sozusagen auf dem Trockenen, doch wurden uns die Übungen unnachsichtlich abverlangt. Auch der General hielt dabei nicht zurück. Ich bewunderte ihn oft, mit welch gelassener Heiterkeit er es sich auferlegte, die Befehle auszuführen, Sandsäcke herumzuschleppen und mit Feuerpatschen daraufloszuschlagen.

Ich lernte ihn damals als einen seelensguten Menschen kennen. Er legte mit Hand an, wo er konnte, er schonte sich nie und war immer bereit, von zweien die schwerere Last zu tragen. Doch nie gelang es uns, ihn zu einem Gespräch über den Krieg zu bewegen. Viel später erst ging mir auf, was den alten Mann davon abgehalten haben mochte: Es war nämlich nach einem rasch aufflammenden und dann verschwelenden Siegestaumel nachgerade zur Mode geworden, den Krieg gesprächsweise unter Freunden und, insbesondere, wenn der Wein die Zungen löste, ohnehin verloren zu geben. Zur gleichen Zeit standen Millionen an den Fronten, opferten Hunderttausende ihr Leben. Dieser schmachvolle Widerspruch mochte dem General den Mund verschlossen haben. Nur ein Mal offenbarte er sich mir, das eine Mal, da ich ihn in seinem Turmgelaß oder, wie er es nannte, in der Hohen Stube besuchte.

Es war im Herbst des Jahres 42. Ich hatte einen Brief von Freundesseite bekommen, der, wie mir vorkam, eine wichtige, die allgemeine Lage bezeichnende Nachricht enthielt. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn dem Nachbarn zu zeigen. In der Wohnung traf ich niemand an, so erklomm ich die Wendeltreppe und klopfte droben. Der General öffnete mir, er war in Hut und Winterrock. So saß er hier in dem ungeheizten Raum und studierte seine Karten. Richtig hingen, wie man uns gesagt, Karten neben Karten an Türen und Wänden, in manchen steckten bunte Fähnchen. Ich blieb vor der großen Karte von Rußland stehen, sie war es, die unseren Blick in unseren Jahren wie ein Menetekel anzog.

Indessen hatte der General den Brief gelesen. Langsam faltete er ihn zusammen und schob ihn in den Umschlag zurück. Ich sah ihn an, den alten Mann: seine Wangen waren eingefallen, seine Augen rotgerändert. Es war die Zeit, in der unsere vorgeschobenen Armeen Stalingrad berannten, da in der Führung Verwirrung um sich griff, Wechsel der Personen, Uneinigkeit in Plan und Zielen. Der General schwieg, ein Atemzug hob seine Brust, jetzt, dachte ich, wird er reden.

Doch dann, nachdem er mir, mit gramvollem Nicken den Brief zurückgereicht, frug er mich nur, ob ich hinaustreten wolle auf den Altan vor der Stube, man habe hier eine weite Rundsicht.

Der Altan war ein schmaler Mauervorsprung, der verwegen rings um den Hals des Turmes lief. Weit reiste der Blick von hier über Dächer und Gärten, über der Altstadt rotes und braunes Geschiebe und über das jenseits des Flusses ansteigende, von Wolken umgürtete ferne Gebirge. Da reihten sich Gipfel zu Gipfeln, schiefe, mit Schnee bedeckte Flächen über rauchenden Abgründen und unter dem grauwolkigen Himmel die wilde Linienschrift der Grate, die einem Stück eisigklaren Blaus groß und überdeutlich eingerissen war.

Wir standen da, es war kalt, der Wind zerrte an unseren Kleidern, in dunklen Schwärmen trieb tief unter uns das verrottende Laub.

Endlich sagte der General: Spüren Sie, wie der Winter kommt? Ein früher Winter, ein harter Winter. — Dann schwieg er wieder. Ich hatte ihn begriffen.

— — — Ein Jahr darauf:

Es war wieder Herbst, aber ein Herbst ganz anderer Art als der vergangene; dieser hatte uns gleichsam die Zähne gezeigt mit dem Einbruch früher Stürme und vorzeitigen Schneefalls. Jener war nach einem wasserlosen dörrenden Sommer schwül und still. Nacht für Nacht fielen des Gegners Schläge auf uns nieder. So war es wieder einmal, als gegen Mitternacht jemand an unsere Tür pochte und rief: Der Rundfunk melde einen starken Verband im Anflug. Gleich darauf heulten die Sirenen. Es waren indessen noch nicht einmal fünf Minuten vergangen, als der Luftraum, der undurchdringlich schwarz und sternenlos über uns hing, vom Surren der Motore zu erzittern begann.

Wir junge Leute blieben nicht in den Kellern. Wir hatten zwar Kinder und Greise und auch ein wenig Gepäck hinuntergeschafft, doch litt es uns nicht, drunten zu sitzen. Wir stahlen uns hinaus in die grollende Nacht.

Es mußte ein großer Verband sein, es mußten Ketten von Verbänden sein, die da geschaart und gesammelt über uns hinweg, ihrem Ziel entgegenflogen! Das Ziel konnte nicht zweifelhaft sein.

Dort, im Nordosten lag die große, von uns allen geliebte Stadt; dort wohnten un-

zählige uns teure Menschen, dort ragten Kirchen und ehrwürdige Baudenkmäler, schlummerten Stätten innigen Erinnerns und heiliger Herzenserhebung. Es klirrte in uns vor Grauen: das alles sollte heute vernichtet werden.

Ich war aus dem Garten auf die Straße gelaufen. Da hörte ich Stimmen aus der Höhe, von des Generals Aussichtsturm. Ich rief hinauf, ob ich kommen dürfe. Sie riefen herunter: Kommen Sie! In dem Augenblick, wo ich droben die Stube betrat, begann drüben der Angriff.

Es blitzte. Man vernahm etwas wie einen Donnerschlag, dann folgte Blitz auf Blitz, unaufhörlich, als flammten enggereihte Böller nacheinander auf. Die einzelnen Detonationen gingen in ein allgemeines Rollen über. Man spürte die Erschütterungen der Schichten aus den Fundamenten heraufzittern.

Es ist ein großer Angriff, hörte ich den General sagen. Neue Verbände sind im Anflug. Und nach einer Weile mit dem Ausdruck knirschender Erbitterung: Immer noch, immer noch.

Wirklich erdröhnte die Luft nach wie vor von dem Geräusch der anfliegenden Maschinen. Sie kamen aus dem Südwesten herauf, überflogen uns, zogen gegen Nordosten hinüber. Länder und Erdteile, ja, Räume des Kosmos schienen ihre Vernichtungsgeister gegen uns losgelassen zu haben.

Die Nacht war diesig, das Flammen der Explosionen von mäßiger Helle. Da aber trat eine neue Erscheinung in das grausige Schauspiel: um ihre Ziele zu erleuchten, setzten die feindlichen Flugzeuge Lichter ab, da eine Kette von Kugeln, dort einen tropfenden Schirm aus violettem Glanz, dann wieder einen aus unsichtbaren Düsen sprühenden Leuchtstrahl von bleichem Grün. Taghelle ging von ihnen aus, die da im Luftraum hingen, teuflische Lichtgespenster, die die Ziele des Schreckens visierten. Und schon barst es drüben von neuen und heftigeren Explosionen, als sollte die ganze Stadt zunichte gemacht, um und um gepflügt und weggefegt werden.

Eine Weile war nichts als dieses schauerliche Stampfen und Malmen. Die beiden Alten, der General und seine Frau schienen mich längst vergessen zu haben. Sie standen auf dem gebrechlichen Altan, einander eng umschlingend an das Geländer gepreßt. Zuerst hatten sie abwechselnd durch ein Fernglas geblickt, jetzt hoben sie es nicht mehr vor die Augen. Die Frau verhüllte ihr Gesicht, an die Brust des Mannes verkrochen, weinte sie leise: Mach ein Ende, o Gott, ein Ende! — Der Mann aber stand stumm, mit zur Faust geballten Rechten. Ingrimm, Grauen, Verzweiflung mochten sein Herz durchtoben, unhörbare Schreie der Rache, Flüche und Vermaledeiungen. So stand er wie ein Kapitän auf der Kommandobrücke seines sinkenden Schiffes, stumm, weil ohnmächtig gegen das Wüten der Elemente; das sinkende Schiff, das war seine Welt, und der Ozean — die Zeit der totalen Vernichtung.

Ein Mal ging etwas Überschweres in unserer Nähe nieder. Der Luftdruck brandete gegen die Mauern, der Turm wankte unter einem gewaltigen Stoß. Die Generalin schrie laut. Drunten in der Dunkelheit des Gartens sah man den weißen Schatten des Spitzes einen Satz über die Flanke tun und in ein Loch sich flüchten.

Endlich wurde es drüben gelinder. Einzeln nur noch, nicht mehr in Ketten und Teppichen flammten die Bomben, schollen die Donnerschläge. Mit triumphierendem Brausen lenkten die fliegenden Festungen über unsere Landschaft westwärts davon. Dort, wo es geschehen war, wurde es still. Das feurige Licht der einzelnen Brandherde verschmolz mit dem aufziehenden Nebel zu einer einzigen Lache fahlroter

Dämmerung. Es wurde Entwarnung gegeben. Die beiden alten Leute wankten, wie von einer Todeskrankheit entstellt, an mir vorbei die Treppe hinab.
Wenige Tage danach erhielten sie die Nachricht, daß ihr Sohn, der einzige, den sie besessen, an der süditalienischen Küste von einer Granate zerrissen worden sei.
Man erfuhr nicht, wie die beiden alten Leute den Schlag hinnahmen. Aber es fiel auf, daß sie fast sogleich danach ihre geräumige Wohnung im ersten Stock der Villa verließen und sich, wie geblendete Vögel in ein äußerstes Versteck, in das sechseckige Turmgemach zurückzogen. Fremde Flüchtlinge zogen in die unteren Räume ein. Vergeblich versuchten wir, dem Paar einen Beileidsbesuch abzustatten. Wir fanden die Tür verschlossen.
Fast zwei Jahre noch währte der Krieg. Er bestand, wie wir wissen, für unsere Armeen nur mehr aus Rückzügen und in jenen noch fürchterlicheren, weil dem Wesen nach sinnlosen Versuchen, irgendwelche abgeschnittene, von feindlichen Übermächten umzingelte Stellungen zu halten. Wo uns Bundesgenossen zur Seite gestanden, fanden wir uns über Nacht verlassen und neuen Feinden ausgesetzt. Es war nur zu wundern, wie eine verbündete Welt dieses Kartenhaus wankender und stürzender Fronten nicht schneller zu durchbrechen, nicht rascher zusammenzuschlagen vermochte. Längst war der General und seine Frau nicht mehr das einzige Elternpaar in unserer Straße, dem der einzige Sohn vor dem Feind geblieben. Ganze Familien, die einst reich geblüht hatten in vielen Gliedern, wurden ausgerottet, und die letzten Überlebenden, Frauen und Kinder, in Ausweichlagern und zweifelhaften Refugien zerstreut. Ganz Deutschland war allmählich in ein Schlachthaus verwandelt worden, in dem wir wie Tiere darauf warteten, durch Bomben oder durch einbrechende Gegner im Nacken getroffen und hingemetzelt zu werden. Wir alle waren in die Lage von Selbstmördern gebracht. Friede war ein Begriff, der über unsere Begriffe ging, und so sehr waren wir an Vorstellungen des Untergangs gewöhnt, so sehr waren wir dazu erzogen worden, das Dasein unter Aspekten der Vernichtung zu sehen, daß es uns dann und wann ganz sonderbar anmutete, wenn wir uns sagten: Aber die Berge werden stehen bleiben, Frühlinge werden auch später noch blühen und Sommer ihre Ernten zur Reife bringen. — An unsre und unserer Kinder Zukunft zu denken, wagten wir nicht. Eine Phiole Gift, eine scharfe Klinge hielten viele von uns als Pfänder letzter Freiheit nun für kostbarer als Gold und Edelsteine. Wie töricht wir waren.
Nicht nur die Berge überstanden, nicht nur der Kreislauf der Natur, Blüte, Gedeih und Reife, wir alle, die noch leben, das Leben selbst überstand, der heimliche Herzschlag des Daseins, das Zarte und Süße sogar, und, wer weiß, vielleicht hatte ein verborgener weiser Sinn längst schon, während noch die Parolen der Vernichtung galten, mit vorsichtig tastenden Kräften die ersten Versuche zur Wiederherstellung des Lebens begonnen.
Eines Tages erfuhren wir, daß dem General und seiner Frau eines jener armen Kinder ins Haus gebracht worden war, die auf der Flucht ihre Eltern verloren hatten und irgendwo auf der Straße, auf Bahnhöfen oder freiem Feld aufgegriffen und der Barmherzigkeit des nächstbesten empfohlen wurden. Kurz vor dem Einmarsch der fremden Truppen in unsere Stadt schickte die Generalin nach mir, ich möchte zu ihr kommen.
Eilig ging ich hinüber. Wie verändert fand ich den Raum, den wir einstmals nicht

ohne spöttischen Beiklang des Generals Hauptquartier genannt hatten. Zwar hingen noch Karten und Pläne an den Wänden, aber dazwischen hatte das Leben sein fliegendes Quartier aufgeschlagen: ein kleiner Herd war gesetzt, Küchengeschirr stand auf Bücherschränken gestapelt, und in einem Bett lag, sorglich in Decken gerollt, das kleine fremde Kind und schlief.

Die Generalin eilte mir entgegen. — Gott Lob, daß Sie da sind. Stehen Sie mir bei! Man erzählt, daß alle Häuser geplündert werden, in denen militärische Dinge gefunden werden, und Sie sehen: Hier ist alles voll davon! Ich habe es meinem Mann schon gesagt, daß wir die Karten abnehmen und die Bücher verbrennen müssen, er aber tut, als hörte er nicht. Er spricht kein Wort seit Tagen schon, und ich — ich fürchte mich allein zu handeln. Wenn ich aber sage, daß Sie hier gewesen sind — — Ja, antwortete ich, machen wir rasch. Wir werden gleich abgeräumt haben. Ich rückte einen Stuhl an die Wand und begann die erstbeste Karte abzuhängen. Im Nu war es ringsum kahl. Auch die Bilder, die da hingen, mußten weichen. Ehrendegen, Orden, Bücher und Karten — alles sollte in einem finsteren Winkel des verzwickten Dachgeschosses verborgen werden.

Da klappte unten die Haustür, die Generalin erblaßte: Da ist er schon. Aber es war der General nicht. Es war eine Frau aus der Nachbarschaft, eine heftige, immer aufgeregte fahrige Person, von der wir wenig Gutes erfahren hatten die ganze Zeit. — Was ist? schrie sie uns an. Wird hier endlich die weiße Fahne gehißt werden? — Die weiße Fahne? fragte die Generalin zurück. — Ja freilich, was denn sonst? Die Amerikaner schießen immer noch. Glauben Sie, wir wollen uns die Bude zusammendreschen lassen im letzten Augenblick? — Es steht Ihnen frei, das eigene Haus zu beflaggen, sagte ich. Doch warum soll denn gerade hier — ? — Die Frau funkelte mich mit zornigem Blicke an. — Weil hier der höchste Punkt ist weit und breit. — Da haben Sie recht, sagte ich, in mehr als einer Hinsicht recht. Dennoch werden wir nicht tun, was Sie verlangen. Aus allen Fenstern können die weißen Fahnen wehen, aus diesen nicht. — Damit schlug ich der Verdutzten die Tür vor der Nase zu.

Jetzt war ich mit der Generalin wieder allein. Ich sah die alte Frau erzittern. Ein Schluchzen würgte uns, das Elend unserer Lage, die Ohnmacht und Entwürdigung unseres Volkes kamen uns mit einem Schlage ganz zu Bewußtsein. Unwillkürlich schlossen wir einander in die Arme und verharrten, das Weinen niederkämpfend, eine Weile stumm aneinander gedrängt. Dann aber riß ich mich los, es mußte sein — In einem finsteren Winkel, zwischen Gerümpel und zerschlagenen Ziegeln begruben wir Orden und Bilder unter Sand, wir breiteten Lumpen über Bücher und Karten. Das alles mußte nun in Nacht versinken, mußte verborgen sein wie gemeines Diebsgut, wie Dinge der Schande und Schmählichkeit. Staub und Spinneweben sollten darüber fallen, Vergessenheit es verschütten. Wie aber, das fragten wir uns in unseren Herzen, sollten jene weiterleben, denen das alles Ehre und Pflicht, Form und Richtung gewesen war?

Wir kehrten in das zerstörte Zimmer zurück. Kahl starrten uns die Wände an, öde klafften die Regale, leer lag der Raum, in dem eben erst die Zeichenbilder ungeheurer Taten und Entscheidungen — wie Konstellationen in einem Planetarium — versammelt gewesen waren. Welch eine Welt! und was war von ihr übrig? Die Wundmale der Nägel, die Risse im weißen Bewurf, staubige Konturen, Schimmel, Befleckung.

Allmählich senkte sich der Tag. In der Ferne grollten die Geschütze. Sorge und Furcht wollten uns Frauen überwältigen. Hatten die Nachbarn an ihren Häusern schon die weißen Fahnen gehißt? Hatten wir uns von ihnen unserer Säumigkeit willen eines Angriffs zu versehen? Und wo blieb er, der General? Nun reute es uns, daß wir die Besucherin so starrsinnig abgewiesen. Sollten wir nicht doch etwa einen weißen Wimpel aus dem Turme stecken? — Ich wage es nicht, sagte die Generalin. Wenn mein Mann nachhause kommt und es sieht — Nein, ich wage es nicht.
Aber da, während wir noch sprachen und uns berieten, war über uns auf dem Boden ein Geräusch zu vernehmen. In der Turmhaube tappte ein Schritt, eine Angel kreischte, als würde dort oben eine Luke mühselig aufgezwängt. Und dann sahen wir, daß ein Schatten an einem der Fenster abwärts wehte, ein geisterhaft Bleiches wie plötzlicher Hagelschauer, ein weißes, sich auseinanderrollendes Tuch. Der Wind ergriff es, warf es klatschend gegen Altan und Scheiben —: es war die weiße Fahne, die Fahne der neuen Zeit, die Frieden bot und Schonung anrief für dieses Haus, für die Häuser ringsum, für dieses ganze arme abgeschlachtete und ausgeblutete Land. Der General selbst hatte die Fahne gehißt. In diesem Augenblick war das Kind erwacht. Es saß aufrecht im Bett, seine Augen erglänzten.

Was mir noch zu erzählen bleibt, reicht bis in das späte Jahr siebenundvierzig, denn kurz vor der neuen Jahreswende starb der alte Mann, und seine Frau blieb danach nicht mehr lange in unserer Stadt, sondern zog mit dem fremden, für eigen angenommenen Kinde in ihre Heimat im Norden, ich hörte nicht mehr von ihnen.
Aber in den beiden Jahren nach Kriegsende sollte mir, was den General betraf, noch manche Belehrung zuteil werden in der Richtung der Dinge, von denen ich eben sprach: daß sich das Leben wiederherstellte, daß, nach der Zeit des umfassenden Vernichtungswillens, die Zeit der umfassenden Lebensrettung anbrach, des bedingungslosen, ja, verzweifelt zu nennenden Versuchs, zu erhalten, was überstanden hatte, zu schützen, was übrig geblieben, aufzurichten, was dem Beinahe-Nichts abzuringen war. Es begann nun, wie wir alle wissen, die eigentliche Hungerzeit für das städtische Volk. Von Tag zu Tag machte sich der Mangel an Nahrung schrecklicher fühlbar, und, was vorher kaum oder doch nur vereinzelt geschehen war, das geschah nun massenweise: die Hungernden zogen aus, um auf dem Lande Eßbares aufzutreiben. Als habe in dem städtischen Volk ein Nomadentum geschlummert und rühre sich nun mit unwiderstehlicher Kraft, so trieb es nun alles, was sonst zähe im städtischen Bereich geklebt, auf kleinen Fahrzeugen oder zu Fuß oder in berstend überfüllten Zügen hinaus aufs Land. Kein Weg schien zu weit, kein Fehlschlag zu entmutigend, keine Demütigung zu ätzend: mit dem ersten Morgenlicht fielen die frühesten auf dem flachen Lande ein, in der hereinbrechenden Nacht waren die letzten noch unterwegs. In den seltsamsten scheuchenhaften Aufzügen sah man die Leute wandern, ausgemergelte Frauen in umgeschneiderten Militärmänteln, Männer in uralten Windblusen, so zogen sie einher, alle bepackt mit Kannen und Rucksäcken, mit Rucksäcken vor allem, ja, der Rucksack war so recht zum Wahrzeichen ihrer Gilde, ihres Standes geworden.
Auch den General sah ich eines Tages mit dem Rucksack wandern. Es traf mich der Anblick so unerwartet, daß ich meinen Augen zuerst nicht trauen wollte. Aber das

Spitzchen, das ihn immer noch begleitete, wies ihn aus: es konnte kein Zweifel sein, die kleine hagere Gestalt, die da unter dem Gewicht eines Rucksacks dahinstapfte, war der General.

Noch manches Mal begegnete ich ihm so: wenn er frühmorgens auszog, wenn er abends heimkehrte, auch, wenn ich selbst auf Hamsterfahrt war. Ein Mal traf ich ihn mitten im Wald, wo er unvermutet aus einer Schneise trat und mich zu einem von ihm entdeckten Erdbeerplatz heraufwinkte; ein anderes Mal in grauer peitschender Winternacht auf einem zugigen Bahnhof, wo er mit vielen anderen den verspäteten Zug erwartete, ein drittes und letztes Mal hoch über mir auf einem schmalen Pfad an einer steilen Berglehne, eine unscheinbare kleine graue, sich unermüdlich mühende Figur.

Die Gemeinschaft, für die er zu sorgen hatte, war indessen auch zu einem unerwarteten Häuflein angewachsen. Zu dem ersten Findelkind hatte sich ein zweites gesellt, ein kleines Mädchen, dessen Mutter krank im Osten lag; eine greise Base, Flüchtling aus Schlesien, hatte um Obdach angesprochen; ein kriegsversehrter Neffe war aufgetaucht. So hatte der Alte gar viele Mäuler zu stopfen, und es war zu sehen, daß er sich übernahm. Immer, wenn ich ihn traf, erschrak ich von neuem über sein Aussehen. Sein Gesicht ward hohl, seine Gestalt krümmte sich, seine Natur und seine Kraft unterlagen.

Im dritten Winter verfiel er in eine schwere Krankheit. Die Generalin schickte zu uns um Hilfe. Meine Schwester, die Pflegerin, erbot sich, eine Nacht bei dem Kranken zu wachen.

Gegen Mitternacht machte ich mich leise auf, um nachzusehen, wie es dem Kranken und wie es meiner Schwester bei der Pflege erging. Auf Zehenspitzen schleichend betrat ich das Turmgemach. Da war es noch einmal verwandelt — zu einem Krankenzimmer, zu einem Sterbezimmer, mußte ich denken, als ich einen Blick in des alten Mannes Gesicht getan. Er lag nicht zu Bett, das ertrug er nicht; er saß in einem Lehnstuhl, von Kissen umhäuft; eine Entzündung schnürte ihm den Atem in der keuchenden Brust.

Auf dem Tisch zu seiner Rechten lag groß ausgebreitet ein Stück Papier. Es war mit Reißzwecken festgemacht und mit Fähnchen besteckt. Mit Fähnchen! Mir stockte das Herz. Woran dachte er denn, der sterbende Mann? An Schlachten noch immer? An Aufmärsche und vergebliches Blutvergießen? An Triumphe, die verwelkt, an Hoffnungen, die verwest, an Verheißungen, die zu Staub verfallen waren?

Aber da erkannte ich, wie ich mich darüber neigte, die Karte unserer engen Heimat, der ländlichen Umgebung unserer kleinen Stadt. Ich las die mir wohlbekannten Namen, erkannte die Linien der Wege, das zerstreute Gepünktel der Siedlungen und einzelnen Anwesen. Der Kranke wies darauf hin. Ich fragte: Das haben Sie gemacht? — Er nickte eifrig. Ich beugte mich tiefer, ein stolzes Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

Für die Farben der Fähnchen war in einer Ecke der Karte ein Schlüssel angebracht, er lautete: Weiße Fähnchen für Milch, blaue für Kartoffeln, gelbe für Eier — Mit zitternder Hand hob mir der Kranke eine Lupe entgegen. Mir wurde der Blick trüb unter dem Schleier der Tränen. Da sprach er: Und wo die grünen Fähnchen stecken, dort wohnen gute Menschen.

Ich legte die Lupe nieder und ergriff seine Hand. Am liebsten hätte ich sie geküßt. Er nickte stolz, mit dem bartstoppeligen Kinn niederweisend auf den Plan, auf das letzte Werk seines Lebens. Und siehe, es wimmelte von grünen Fähnchen das ganze Revier.

Am Tage danach verschied der alte Stratege. Seine Frau brachte mir die Nachricht, er habe mir, wie er zuletzt noch zu erkennen gegeben, die Karte seiner Hamsterfahrten und alle in ihr verbuchten Erfahrungen hinterlassen. Sie ziehe fort mit den Ihren, ihr könnte der Plan nicht mehr von Nutzen sein. Aber ich hätte Kinder, Schwestern, Brüder, das ganze Haus voll Menschen, ich könnte daraus Nutzen ziehen.
Ich dankte der Generalin und holte die Karte. Ich studierte sie wohl auch einen Abend lang. Aber ich verstand wohl wenig gut umzugehen mit dem mühsam erstellten Dokument. Das Gesteck der Fähnchen kam durcheinander, die Wimpelchen fielen aus ihren Positionen, mit Schrecken sah ich, daß sich mir der säuberliche Aufmarschplan zur Schlacht um das tägliche Brot alsbald verwirrt haben würde.
Zum Glück bedurfte ich seiner nicht mehr lange. Kurze Zeit nach dem Tode des Generals wurde es besser mit allem, was die äußeren Lebensumstände betraf. Die Läden füllten sich mit Waren, das Hamsterwesen erlosch, die Gilde der wandernden Rucksackleute verschwand aus der Landschaft. Das Leben erhob wieder sein Haupt. Es spähte wieder nach Türmen und Zinnen, von welchen es Ausblick gewönne; wieder begann, wohl weil es dessen nicht entraten kann, des Lebens herzbeklemmendes Spiel in den Landschaften der Pläne und Konstellationen — mit Fähnchen und Fahnen und allerlei Feldzeichen, um Entscheidungen, die so unabsehbar als gefährlich sind. Wieder wurde alles nach Maßstäben gemessen, die aus dem Reich der Gedanken und Meinungen stammen und allem anderen als dem einfachen Dasein verpflichtet sind. Wer wird noch nach demütiger Innewerdung fragen, wer die Dinge auf ihr einfachstes Maß setzen, auf ihr erstes ursprüngliches und unverstelltes Wesen? Wer fragt, ob sich erfülle, was doch das einzig Wahre und Wichtige wäre, daß Friede auf Erden werde für alle, die guten Willens sind?

„An der Mitternachtsseite des Ländchens Österreich zieht ein Wald an die dreißig Meilen lang seinen Dämmerstreifen westwärts, beginnend bei den Quellen des Flusses Thaya und fortstrebend bis zu jenem Grenzknoten, wo das böhmische Land mit Österreich und Bayern zusammenstößt. Dort, wie oft die Nadeln bei Kristallbildungen, schoß ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegeneinander und schob einen derben Gebirgsstock empor, der nun von drei Landen weithin sein Waldesblau zeigt und ihnen allseits wogiges Hügelland und strömende Bäche absendet. Er beugt, wie seinesgleichen öfter, den Lauf der Bergeslinie ab, und sie geht dann mitternachtswärts viele Tagereisen weiter.

(Adalbert Stifter, „Der Hochwald")

Wilhelm Pleyer

MIT JEDEM LENZE

Die Bäche glucksen und wirbeln,
Die Wiesen leuchten und sprühn,
Von den Erlen wogt zu den Zirbeln
Hochauf das gischtende Grün
Wie einst und in allen den Jahren;
Süß klirren die Lerchen ins Blau
Wie einst, da wir Jünglinge waren
Und die Zeit eine lockende Frau;
Da schwangen die Tage wie Tänze,
Da schäumten die Quellen wie Wein,
Und wir stürmten mit jedem Lenze
Den Weg in das Leben hinein!

Und wiederum Wolken, die prangen
Wie Gärten und Blütenalleen,
Und zärtliche Weiden, die hangen
Ins Ufer opalener Seen,
Und wieder schillern die Triller
Der Lerchen, himmelumlauscht, —
Wir aber wandeln stiller,
Als wäre das Herz vertauscht;
Schon rascheln die letzten Kränze,
Schon wartet das letzte Haus;
Wir spüren mit jedem Lenze
Den Weg aus dem Leben hinaus.

Utraquismus als Wirklichkeit / Rudolf Quoika

Bemerkungen über deutsch-tschechische Musikerfamilien

Über den soziologischen Utraquismus, besonders den in Musikerkreisen, unterrichtete uns Rudolf Freiherr von Prochazka, selbst Musiker, in trefflicher, kaum überbietbarer Weise. *„Das gab einen originellen, sehr fröhlichen Kreis, der den politischen Ausgleich der Nationen via facti humorvoll durchzuführen verstand. Mochte sich auch die tschechische Musik unter dem Marschallstab Smetanas gar bald ihr eigenes Lager abgesteckt haben, diese Erzmusiker von echtem altprager Schrot und Korn verkehren nach wie vor kameradschaftlich mit- und untereinander, ohne Unterschied der Stammheit, Partei und Sprache. Deutsch und Tschechisch vermählen sich oft in urwüchsiger Art. An dieser Hochzeitstafel sitzen oft in heiterer Runde Josef Krejčí, P. Barnabas Weis, Dr. Hofrichter, einer aus der Gilde der musiktreibenden Ärzte, Professoren des Konservatoriums, Pavlis, der Direktor der Militärmusik-Elevenkapelle, u. a. Man kann sie, mehr oder weniger vollzählig, fast täglich beim Stelldichein in der Musikalienhandlung von Hoffmanns' Witwe beisammen sehen. Würde einer der genannten ‚Utraquisten' etwa unvorsichtiger Weise nach seinem Stammbekenntnis gefragt, er fertigte wohl den Spürnas mit ein paar kräftigen tschechischen Worten ab. Derselbe Mann (Ulm) aber schreibt in das deutscheste Blatt am Ort (Bohemia) seine aus deutschem Geist und Wort aufs Feinste herausgearbeiteten Musikkritiken."* Diese Darstellung der nationalen Symbiose ist eindeutig und umfassend, doch taucht die Frage nach dem Woher dieser Lebensführung und Weltanschauung auf, eine solche muß dieses Verhältnis von Geist und Leben doch sein; allerdings steht die Frage nach der Ursächlichkeit mehr im Mittelpunkt dieser Darstellung als ein zukünftiger Weg, den die Nationen zu gehen haben. Die Zeitlage des musikalischen Utraquismus ist vornehmlich an die 60er und 70er Jahre gebunden, denn der bürgerliche Liberalismus des Ministeriums Graf Taaffe rechnete mit solchen Zuständen innerhalb der Völkermonarchie Österreich. Die gemeinsame Wurzel dieser Welt- und Lebensanschauung liegt im Josefinismus, der nicht mehr ausschließlich religiös bedingt ist, sondern vornehmlich aus den vielfachen Lebensäußerungen der Zeit erwächst und gerade aus all diesen Umständen verstanden werden soll. Fritz Valjavec hat diese Wurzeln aufgedeckt und bewiesen, daß im Josefinismus alle Triebkräfte vereinigt sind, die, österreichisch wohl, bei Deutschen und Tschechen das Verständnis für das gemeinsame friedliche Leben in der höheren Staatsordnung bilden sollen. Der Regierung kam es sonach auf ein völkisch schattiertes Österreichertum an. Die Erziehung der Jugend, vor allem die der akademischen, sollte aus diesem Ethos heraus gebildet werden; deshalb schickte man sie in das utraquistische Gymnasium, das alljährlich in den Realien die Unterrichtssprache wechselte und bei den Lehrern eine doppelte Autorisation voraussetzte, eine Sprachlichkeit, die sich nach Kronländern unterschied.

Die gemeinsame Universität folgte und hier konnte man sich heimisch fühlen, denn der Theresianismus und Josefinismus hatten längst die Muttersprache auf der Prager hohen Schule heimisch gemacht. So sollten die Akademiker beider Völker eine gemeinsame Nation bauen helfen, die böhmische, und die Geistlichen, Lehrer und Beamten sollten, fern aller sprachlichen Schwierigkeiten, Pädagogen dieses Zeitalters sein. Eine sprachliche Priorität im späteren Sinne gab es nicht; es herrschte eine völkische Urbanität, die vom Soziologischen her verstanden wurde und lange wirksam blieb: einer erkannte die Nöte des andern. Nicht unwichtig ist das Verhalten des Landadels den Tschechen gegenüber. Zuerst herrschte eine Abneigung gegen die Toleranz und Aufhebung der Leibeigenschaft durch Kaiser Josef II., später aber suchte man Bindungen zu seinen ehemaligen Untertanen und nutzte die neue Zeit. Der deutsche Landadel übersah einfach manche Position oder seine Leute gehörten der gleichen Zunge an, so daß das Leben unproblematisch ablief. So gestaltete der Utraquismus manche methodische Zielsetzung auf der einen und manche verpaßte Gelegenheit auf der anderen Seite.

Es ist eine geschichtliche Wahrheit, daß der Utraquismus gerade durch Zuwanderer aus dem Reiche, wie etwa W. H. Kramerius aus Mainz, vielfach übersteigert wurde und folgerichtig Wege in das andere Lager öffnete. Damit kreuzte man auch die Wege des kirchlichen Utraquismus, der den labilen Zustand dieser Lebensführung richtig erkannte und weidlich nützte, obzwar jedermann wußte, daß dem Utraquismus hierin zeitliche Grenzen gesetzt seien. Mit dem Anwachsen nationaler Tendenzen und der bald verlangten Entscheidung für jedermann, das Lager zu wählen und fortan darin auch zu verweilen, erlahmte allmählich der Utraquismus, doch verschwand er niemals ganz aus dem Leben mancher vaterländischer Kreise.

Die utraquistische Entwicklung wird aus manchen Gründen oftmals ein Hauptmerkmal der Bewohner Böhmens, meist intellektueller Kreise; auch in familiärer Beziehung erlangte der soziologische Utraquismus eine weitgehende Bedeutung. Die utraquistische Ehe ist keine Mischehe späterer Prägung, da weder eine Hegemonie eines Eheteils, noch dessen Sprache herrscht; Tisch und Bett, Person und Geist verschmelzen und werden eine vollkommene Symbiose; dazu kommt das Verwachsensein der beiden Sprachen und die gleichwertige Achtung der Nation. Vielleicht würde ein solcher Zustand von vielen heute als kaum befriedigend empfunden werden, für das Leben in Böhmen waren diese Zustände aber die besten Rezepte für Urteil und Vorurteil. Entfaltete der Utraquismus in einer kleinen Zelle, der Familie etwa, geistige Kräfte, dann entstand ohne jede Tendenz großer Nutzen für beide Teile. Wertvolle utraquistische Ehen gab es schon im 18. Jahrhundert, erinnert sei nur an die der „Aspasia", der Schwester des Königgrätzer Bischofs und Aufklärers Johann L. van Hay, mit dem später nobilitierten Rat von Sonnenfels. So nahm auch das liberalisierte Judentum einen gewichtigen Platz im Utraquismus ein.

Der nutzenbringende Familienutraquismus wird am besten in den Musikerehen beispielhaft, in den Verbindungen Tomaschek-Ebert, Škroup-Kleinwächter und Smetana-Ferdinandi. Vielfach hielt der Adel und das Bürgertum die schützende Hand über die Meister, die mit deutschen Frauen ihr Glück fanden.

Wenzel Tomaschek (1774—1860) war Hofkomponist bei Graf Boquoy in Rothenhaus bei Komotau und hier am Fuße des romantischen Erzgebirges ging mancher seiner Idealwünsche in Erfüllung. In Prag lernte er auch die Familie des Fürst Für-

stenberg'schen Hofrates Dr. Michael von Ebert und deren Hauptnamensträger, den deutschböhmischen Dichter Karl Egon von Ebert sowie dessen Schwester Wilhelmine kennen, die 1824 Tomascheks Ehegattin wurde. Bald führte die Romantik in den Räumen in der Thomasgasse und Karl Egon von Ebert wurde neben Meissner und Hartmann einer der bevorzugten Dichter des Utraquismus; er überschüttete die geliebte Heimatlandschaft mit Versen und Tomaschek komponierte diese Texte. Damit wich das beschwingte empfindsame Element der Naturschilderung und dem Balladesken und bald nahm auch der slawische Mythos in diesem Kreise eine bevorzugte Stellung ein. J. W. von Goethe lobte dieses utraquistische Tun ebenso wie die spätere tschechische Literaturgeschichtsschreibung, man rühmte die vaterländische Haltung dieser Literatoren. Nach 1824, dem ersten Ehejahre Tomascheks mit Wilhelmine von Ebert, änderte sich die Geisteshaltung und man strebte zur allgemein deutschen Haltung hin. Frau Wilhelmine machte ihren Salon vielfach zum Treffpunkt junger, später berühmter Musiker, die oftmals auch zu den Schülern ihres Mannes gehörten; überall verspürte man den Geist J. S. Bachs, L. van Beethovens, K. M. von Webers und der Moderne der Zeit. Hier spielten Wilhelm Kuhe, Julius Schulhoff, Josef Dessauer, der Freund Palackys, K. M. von Bocklet, Hans Hampel, Eduard Hanslick wie Franz Hauser und dazu W. A. Ambros und dessen Onkel Friedrich Smetana. Mit liebevoller Hand verteilte Frau Wilhelmine die Palme unter ihre Gäste und Rudolf Glaser, der Herausgeber der Prager Zeitschrift „Ost und West", zugleich Tomascheks Schwager, sorgte für die Hebung der Gastlichkeit unter den Nichtmusikern. Auch seine Frau, eine geborene von Ebert, erwies sich als guter Engel des Hauses. Die deutschen Frauen und Professor Dambeck, der Ästhetiker der Universität, schufen sozusagen einen Teil des Prager Utraquismus. Der damals deutschschreibende Palacky und Glaser wurden zugleich treue Apostel des Hauses Tomaschek-Ebert. Einige wurden treffliche Komponisten und Schöpfer der Salonmusik, andere Musikhistoriker und Kritiker wie Ambros und Hanslick, alle aber fanden einen gebührenden Platz in der Literatur und kamen ins Lexikon. Tomaschek selbst erwies sich nicht nur als ein Förderer der jungen Generation, er bereicherte nicht allein die Musikliteratur durch treffliche Werke, sondern schuf in den „Eklogen" (Hirtenliedern für Klavier) eine eigene Form, die zur Bereicherung der romantischen Klaviermusik beitrug. Dazu trat die Liedkomposition mit Texten deutscher Dichter (Tiedge, Bürger, Goethe, Born, Schiller, Laube, Hoffmann von Fallersleben, Haugwitz, Tieck, Uffo Horn, Ebert u. v. a.), die ihn qualitativ und quantitativ in die erste Reihe der deutschen Liederkomponisten stellte; auch Goethe lobte Lieder Tomascheks auf Texte aus seiner Feder. Des Meisters Lieder auf tschechische Texte stehen rein zahlenmäßig weit hinter dem deutschen Liederwerk. Hier zeigt sich auch die Kraft des Familienutraquismus, die schöngeistige Ehegattin als Anregerin und die Symbiose der beiden Geisteswelten. Auf dem Parkett dieses Kleinseitner Salons feierte der Utraquismus einen Triumph, dabei drängt sich die Meinung auf, daß erst durch die Vitalität des Hauses auch heute noch das Nachleben der meisten dieser Mitspieler bedingt ist oder in unserer Gegenwart sogar wieder in den Vordergrund drängt, wofür die Ästhetik Hanslicks ein Beispiel sein kann.

Mit dem Tode von Wilhelmine Tomaschek-Ebert im Jahre 1836 sank der gute Stern des Hauses, doch sollte es nicht lange dauern, bis der künstlerische Familienutraquismus ein neues Heim fand, nämlich das Haus des tschechischen Komponisten Franz

Škroup (1801—1862). Dieser ging im Jahre 1840 mit Karoline Kleinwächter eine neue Ehe ein, die sehr glücklich verlief. Diese zweite Frau Škroups war eine Tochter des Vorsitzenden der Prager Kaufmannschaft, Ignaz Kleinwächter, eines führenden Manns unter den Prager utraquistischen Deutschen. Škroup kam auf diese Weise in ein musikbewegtes Haus, in dem auch der deutsche Romantiker Louis Spohr verkehrte. Als Škroup 1837 Kapellmeister am Prager Ständetheater wurde, sah er sich bald als Mittelpunkt des Musiklebens der Mozart-Stadt. Beethoven wurde sein Ideal und er, der eine Reihe tschechischer Opern und Singspiele komponiert hatte, darunter auch Tyls „Fidlovačka" (Die Kirchweih) mit dem berühmten Lied „Kde domov můj?" (Wo ist mein Heim?), das später sogar Nationalhymne des Tschechoslowakischen Staates werden sollte, schrieb nun deutsche Opern, darunter auch einen „Christoph Columbus". So öffnete sich hier das Fenster nach beiden Seiten. Schon 1837, als Škroup einen Jahrgang der Liedersammlung „Věnec" redigierte, vergaß er weder deutsche, noch ausländische Beiträge. Kompositionen der Deutschen und Utraquisten Kittl, Gyrowetz, Kalliwoda, Veit und Titl werden Beispiele für den Geist der Zeit. Das Haus Škroup-Kleinwächter zog die trefflichsten Musiker in seinen Bann; wir finden dort Ludwig Kleinwächter, seine Frau Friederike Helminger und deren Bruder, einen Freund Chopins. Im kunstfreudigen Hause herrschte auch Familienglück, gebar doch Frau Škroup-Kleinwächter ihrem Gatten sieben Kinder, von denen leider die meisten im Kindes- oder Jugendalter starben. Ein Sohn Karl († 1914) wurde deutscher Schauspieler und vom anderen erzählt eine Gedenktafel im Arkadenhofe der Wiener Universität, sie erinnert an den Professor für Chemie, Hofrat Dr. Hans Zdenko Škraub. In ihm — man beachte die Vornamen und die Namensschreibung — triumphiert nochmals der echte Familienutraquismus und machte seine Rechte sogar in der Kaiserstadt geltend. Im Jahre 1860 wurde Franz Škroup Kapellmeister und Operndirektor in Rotterdam, doch weilte sein Herz bei seiner Familie und in der Heimat; bald brach es, am 7. Feber 1862 ging der Meister in die ewige Heimat. Der Utraquismus stand damals aber auf seinem Höhepunkt und der Geist der glücklichen Ehe Škroup-Kleinwächter sollte sich neuerdings erfüllen, nämlich im Ehepaar Smetana-Ferdinandi.

Bald nach dem Tode von Smetanas erster Frau Katharina Kolař (22. April 1859) weilte dieser wiederum im Kreise seiner Freunde in Weimar und Leipzig. Hier durfte er künstlerische Luft aus dem Kreise Franz Liszts atmen und neue Kraft für das weitere Schaffen sammeln. Die Rückkehr ins schwedische Göteborg wurde ihm auf diese Weise nicht leicht, auch sein Herz strebte zu den Gefilden der Heimat, und die liebende Sehnsucht diktierte ihm bald glühende Liebesbriefe an Bettina Ferdinandi. In welcher Weise die Herzensergießungen des Meisters erwidert wurden, wissen wir nicht, da nur die deutschgeschriebenen Briefe, nicht aber die Antworten erhalten geblieben sind. Das Liebesglück wurde mit der Eheschließung am 10. Juli 1860 besiegelt.

Frau Bettina Smetana-Ferdinandi war eine Tochter des Herrschaftsdirektors auf Schloß Lamberg bei Obřiství, bei Melnik. Mit dieser Eheschließung fand Smetana nicht nur einen liebenswürdigen Ersatz für Frau und Töchterchen, wie manche tschechische Autoren wissen wollten, sondern ein volles Eheglück trotz anderer Voraussetzungen für die Ehe selbst. Des Meisters erste Frau war Klaviervirtuosin, Frau Bettina dagegen ein guter Geist im Hause, eine treue Walterin und Mutter zweier

Töchter. Ihre glühende Liebe für die böhmische Heimat drängte den Meister zur Rückkehr in die Heimat und gerade durch diese wurde er überhaupt erst der böhmischen Musik gewonnen, zumal sein Lebensgang durchaus in eine andere Bahn gelenkt werden konnte; man denke nur an Smetanas Förderer Liszt. Die neuen Grundlagen schuf eben Frau Bettina und die utraquistische Lebensform der Familie, die die Kraft hatte, den Weg zur tschechisch-nationalen Oper zu öffnen. Smetana wurde als Künstler wohl bald erkannt, von führenden Kreisen aber absichtlich in den Hintergrund gedrängt, weil seine neue Art der künstlerischen Betätigung eben als deutsch (Wagner, Liszt) empfunden wurde. Wir wissen allerdings nicht, in welcher Weise Frau Bettina des Meisters seelische Kräfte zu bestärken wußte. Mit der Eheschließung hatten sich in Prag die Dinge gewandt. Seit der gemeinsamen Schiller-Feier 1859 und den liberalen Gesetzen von 1860 lag eine Welt, die für die Tschechen einen Neubeginn, für die Deutschen aber das Verharren im Utraquismus brachte. Was Freiherr von Prochazka bezeugt, war dennoch in gewissen Kreisen Wirklichkeit, doch gerieten die Prager Deutschen immer mehr in eine Art Inselposition, die Rückverbindung zu den deutschen Landesteilen fehlte. Im Hause Smetana-Ferdinandi gab man sich weiter utraquistisch, trotz der Erfolge des Meisters auf der tschechischen Opernbühne. Als guter Geist des Hauses erwies sich der Librettist Josef Wenzig, ein alter Utraquist, der gleich Smetana seine Konzepte in deutscher Sprache niederschrieb. Indessen umhegte Frau Bettina mit ihrem romantischen Namen den Meister in vielfacher Weise und deswegen darf man diese Frau in Bühnengestalten des Meisters wiedererkennen. Manche lyrische Stelle im Streichquartett „Aus meinem Leben", der musikalischen Autobiographie Smetanas, dürfte auf Frau Bettina hinweisen. Was wir aber an dieser Frau besonders schätzen, nämlich den Treuegang mit dem Meister, als diesen das Schicksal des Musikers besonders hart angriff, ist ein hohes Lied der Gattenliebe wir wir es aus dem „Fidelio" Beethovens kennen. So werden die glücklichen 24 Ehejahre zu einem Symbol für das Zusammenleben zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen. Die Zeit, die aus der „Bettina-Polka" spricht, muß dem Frohsinn gehört haben und dieser spricht nicht zuletzt aus der lebensvollen „Verkauften Braut".

Die drei Ehebilder bestätigen die Möglichkeit eines fruchtbaren Zusammenlebens der Nationen. Gerade die Frauen spielten eine wichtige Rolle, sie stellten Querverbindungen zum eigenen Lager her, die heute noch bestehen und im Falle Smetana-Ferdinandi wichtige Träger der Kultur des Landes in ihren Reihen wissen (Familien Haase, Schram u. a.). Der Utraquismus konnte aber trotz aller positiven Erscheinungen nur solange leben, solange die Ethik des Josefinismus zur Wirkung kam. Die utraquistische Ehe sproß zwar weiter, doch wurde diese Lebenshaltung mehr und mehr ein Durchgang, kein Ziel der Gesellschaft mehr. Bald schieden sich die Geister, durch das Reichsvolksschulgesetz 1869 wurden neue Grundlagen geschaffen, das utraquistische Schulsystem fiel 1872 und 1882 teilt man die Universität in zwei Institute. Nur der Familienutraquismus blieb, er war sprachlich gegen alle diese Neuerungen gefeit, aber er mußte erlahmen, stand auf verlorenem Posten und lebte im Zeichen einer gewissen Tragik, die man nur mit Scheu erkannte. Man wollte eben die vaterländisch-utraquistische Lebensführung nicht aufgeben. Deshalb schätzen wir dieses Zeitalter und alle jene, die es trugen, die Künstlerehen Tomaschek-Ebert, Škroup-Kleinwächter und nicht zuletzt die edelste der drei, die Ehe Smetana-Ferdinandi.

HERBERT HEINISCH „Der Sturm auf dem Meere“

Staatsbürgerliche Loyalität im Nationalitätenstaat / W. Brand

Es ist im Grunde genommen erstaunlich, daß es noch kaum eingehende wissenschaftliche Untersuchungen über den Begriff der „Loyalität" gibt, dessen klare Erfassung schlechthin Grundlage ist für die Gestaltung des Zusammenlebens mehrerer Völker in einem gemeinsamen Staatsverbande. Daher ist in hohem Maße zu begrüßen, daß *Kurt Rabl,* Verfasser einer ansehnlichen Reihe bedeutsamer staats- und völkerrechtlicher Untersuchungen, in seiner neuesten Schrift „Staatsbürgerliche Loyalität im Nationalitätenstaat" (Verlag Robert Lerche, München, 1959; herausgegeben im Auftrage der Historisch-philosophischen Sektion des Collegium Carolinum) nunmehr dieses Problem einer streng wissenschaftlich-kritischen Prüfung unterzieht.

Der Anlaß, der Rabl zu seiner Untersuchung führte, war zweifellos die politische Erfahrungstatsache, daß heute den Sudetendeutschen fast überall entgegengehalten wird, sie dürften sich über ihre Vertreibung aus der Heimat nicht allzu sehr beklagen, da sie durch ihr „illoyales Verhalten" gegenüber ihrem eigenen Staate, nämlich der ersten Tschechoslowakischen Republik, sich als so unzuverlässige Staatsbürger erwiesen hätten, daß diese Frage einmal radikal, d. h. durch die „Aussiedlung" (dieses Wort klingt in westlichen Ohren sehr viel angenehmer als das brutalere, aber die wirklichen Vorgänge besser kennzeichnende Wort „Vertreibung") gelöst werden mußte, um den böhmisch-mährischen Raum „endgültig zu befrieden".

Rabl geht nun daran, in einer geradezu pedantischen wissenschaftlichen Systematik, die das Problem von allen nur möglichen Blickwinkeln anleuchtet, zu prüfen, was der Begriff der „Loyalität" überhaupt besagt; wie in einem Vielvölkerstaat das Verhältnis von Staat und Volk gelagert ist, um dann anhand der Verfassung der ersten Tschechoslowakischen Republik den rechtlichen Sachverhalt klarzulegen und schließlich zu prüfen, wie die Sudetendeutschen sich als Staatsbürger diesem Staate gegenüber verhalten haben.

Da dem Verfasser im Laufe seiner Untersuchungen eine ganze Reihe von Aufhellungen staatsrechtlicher Begriffe und Verhaltensweisen gelingt, die keineswegs nur für den Spezialfall der sudetendeutschen Volkgruppe gelten, sondern überall beachtet werden müssen, wo mehrere Völker in einem Staate leben, gewinnt seine Arbeit den Rang einer hochbedeutsamen Untersuchung über die Frage der Beziehungen mehrerer Völker, die in einem gemeinsamen Staate leben, eben zu diesem Staate selbst.

Als Nebenbemerkung darf hier vielleicht eingeflochten werden, daß gerade bei dem Begriffe der „Loyalität" deutlich erkennbar wird, daß das bisherige westlich-etatistische Denken, das immer mehr oder weniger Staat gleich Volk setzte und das leider auch in Deutschland in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts fast ausschließlich die Lehrstühle der hohen Schulen beherrschte, völlig ungeeignet ist, diesen so komplizierten umd vielschichtigen Problemen eines Mehrvölkerstaates gerecht werden zu können.

Es ist von großer Bedeutung, daß Rabl gleich zu Anfang die entscheidende Frage stellt, was der Begriff der „Loyalität" überhaupt beinhalte, ob sie sich nur an das äußere Verhalten der Menschen wendet oder sich auch auf sein Innenleben erstreckt.

„Die Frage, inwieweit die durch das Recht geordnete staatliche Herrschaft nicht nur gegenüber dem *Verhalten,* sondern auch gegenüber dem *Meinen, Denken und Fühlen* des, dieser Herrschaft zu seinem eigenen wohlverstandenen Vorteil ein- und untergeordneten Bürgers *Befehlsgewalt* beanspruchen darf" (S. 11, Sperrung im Original), ist „für die gegenseitige Beziehung von herrschaftlich geordneter Gemeinschaft und freier Einzelseele in der Gegenwart schlechthin entscheidend." (ebda)

Damit ist der entscheidende Grundakkord dieses ganzen Fragenkreises angeschlagen. Von hier aus entwickelt Rabl — soweit wir übersehen können, wohl erstmals — die Begriffe der „Gesinnungsloyalität", die auch die innere Gefühlswelt des Menschen umfaßt, und der „Verhaltensloyalität", die sich lediglich auf die äußere, verhaltensmäßige Respektierung der gegebenen, staatlichen Ordnung beschränkt.

Es ist einleuchtend, daß die „Gesinnungsloyalität" nur dort gegeben sein kann, wo die den Staat tragende Idee für den Einzelnen eine ethische Verpflichtung beinhaltet, d. h., wo der der Rechtsordnung unterworfene Bürger sich als Einzelwesen mit der Staatsidee identifizieren kann, also den Staat als *seinen* Staat zu begreifen vermag. Wo diese innere Übereinstimmung nicht gegeben ist oder nicht gegeben sein kann, kann von einem Staatsbürger, der den Staat, in dem er zu leben gezwungen oder genötigt ist, eben nicht als „den seinen" empfindet, lediglich der äußere Respekt vor der Rechtsordnung verlangt werden, die auch für sein Leben Gültigkeit besitzt.

Da Rabl nachweist, daß es den Begriff der Loyalität in der Verfassung der ersten Tschechoslowakischen Republik kaum gibt, legt er den Kerngedanken des Loyalitätsbegriffes in einer hochinteressanten Untersuchung der amerikanischen Verfassungsgeschichte und Verwaltungspraxis dar.

Zu einer fundamentalen Erkenntnis, die geradezu hochbrisante Wirkungen auszulösen imstande wäre — vor allem im Hinblick auf ihre politische Bedeutung gerade auch für die heute hinter dem Eisernen Vorhang lebenden Völker —, führt seine klare, logische Beweisführung, daß ein Staat von seinen andersnationalen Bürgern mit seiner Forderung nach „Verhaltensloyalität" dort halt machen muß, wo er gegen die naturrechtlich gegebenen Tatbestände des Volkstums verstößt.

An diesem Punkte wird mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit sichtbar, wie völlig ungeeignet sich das etatistische Denken erweist, das nicht imstande ist, auch das „Volkstum" als eine soziologische Kategorie und damit von entscheidender staatsrechtlicher Bedeutung zu fixieren. Hätte in dieser Kardinalfrage nicht fast die gesamte westliche Staatslehre und -philosophie versagt, dann hätten aller Wahrscheinlichkeit nach (sowohl nach dem Ersten, wie nach dem Zweiten Weltkrieg!) nicht jene katastrophalen *politischen* Fehler geschehen können, die heute die Welt in so verheerende Unruhe gestürzt haben, die auch nicht eher wird überwunden werden können als bis man sich auf die wahren, kategorialen Ordnungsprinzipien des Lebens von Völkern und Staaten besinnt.

Von dieser Position aus aber bekommt der Begriff der „Loyalität", den man bisher immer nur völlig einseitig als Prüfstein des Verhaltens des Staatsbürgers gegenüber dem Staate sah, plötzlich einen neuen Aspekt und eine ganz eigene Dynamik, indem nämlich „Loyalität" nicht nur das Verhalten des Einzelnen zum Staate, sondern ebenso auch das *Verhalten des Staates zum Einzelnen* beinhaltet.

Die staatliche Ordnung muß nämlich so gestaltet sein, daß dem Einzelnen seine Loyalität überhaupt erst ermöglicht wird, d. h. daß er zum Staate, in dem er nun

einmal lebt, „ja" sagen kann, *ohne damit zugleich seinen eigenen Bestand als Angehöriger eines bestimmtes Volkes oder einer bestimmten Volksgruppe in Frage zu stellen.*

„Verhaltensloyalität" so sagt Rabl, *„a) kann (und darf nur insoweit erzwungen werden, als sie nicht zu Gewissenszwang führt"* und *„b) Gesinnungsloyalität überhaupt nicht."* (S. 81) Und dazu heißt es auf S. 78:

„Der Begriff der staatsbürgerlichen Loyalität weicht vor dem Bestreben nach Verwirklichung des nationalen Selbstbestimmungsrechtes zurück, wenn die außenpolitische Lage die Verwirklichung dieses Rechtes ermöglicht."

„Einen Menschen durch Mittel staatlichen Gesinnungszwanges zum Verzicht auf sein Volkstum, das heißt zur Selbst-Entnationalisierung treiben zu wollen, muß — zumindest in Mitteleuropa zwischen rd. 1750 und 1950 — als rechtswidrig betrachtet werden." (S. 83) Und: *„Es gibt keine Loyalitätspflicht auf Kosten des nationalen Selbstbestimmungsrechtes".* (S. 78). Es liegt auf der Hand, daß sich von hier aus völlig neue Aspekte auf das Problem „Hochverrat im Nationalitätenstaat" ergeben. Daß diese Überlegungen aber durchaus keine Zweckerfindungen sind, sondern im Kampfe der Tschechen um ihre nationale Selbständigkeit in voller Schärfe erfaßt wurden, belegt Rabl mit einer langen Reihe von Zitaten.

So erklärte z. B. während des 1. Weltkrieges der tschechische Journalist Bohdan Pavlů: *„Wir müssen die Befreiung vom Habsburger Joch anstreben, um für die Zukunft den ungeheuerlichen Seelenqualen des Zwanges zu entgehen, an der Seite unserer Gegner kämpfen zu müssen".* (S. 65) Und in dem von Dürich und Masaryk unterzeichneten Manifest des „Tschechischen Aktionsausschusses im Ausland" vom 14. 11. 1915 heißt es: *Die Tschechen haben mindestens versucht, ihre kulturellen Pflichten zu erfüllen. Ihr passiver Widerstand hat Österreich desorganisiert; ihnen und den anderen Slawen der Monarchie ist es zu verdanken, daß die habsburgischen Armeen, wo sie auf den Gegner stießen, zersprengt und vernichtet worden sind ..."* (S. 67)

Der Abgeordnete Staněk aber erklärte in einer Rede vom 13. 4. 1918: *„Wir wissen nur zu gut, daß dasjenige, dem man heute das Stigma des Verrates aufdrücken will, morgen das höchste Gut von Millionen sein kann, der Grundsatz einer neuen Gesetzgebung, und daß die Völker mit wehenden Bannern die Gräber derjenigen bekränzen werden, die nicht gezögert haben, ihrer Pflicht sogar um den Preis größten Leidens treu zu bleiben."* (S. 71)

Die logische Konsequenz aus diesen Prämissen aber ist, daß das Problem der Loyalität eben nicht nur im Verhältnis des Staatsbürgers gegenüber dem Staate, sondern in *gleicher Bedeutung* vom Staate her gegenüber seinen Staatsbürgern besteht.

Das heißt: *auch dem Staate selbst obliegt die Verpflichtung jene Voraussetzungen zu schaffen, daß sich seine Staatsbürger aus eigener, freier Willensentscheidung zu ihm bekennen können, denn „der Staat (kann), wenn er ein demokratisches Gemeinwesen sein und bleiben will, auf die Dauer auf das — seiner Natur nach freiwillige — Gesinnungsbekenntnis seiner Bürger zur Staatsidee nicht verzichten, weil er darauf angewiesen ist, daß sie bei Gefahr im Verzuge aus eigenem Antriebe im Sinne der Staatsidee handeln".* (S. 79)

Mit minutiöser Genauigkeit untersucht Rabl im Schlußkapitel anhand der tschechoslowakischen Verfassungsgeschichte, der konkreten Verfassungsbestimmungen und der

Verfassungspraxis, welche Voraussetzungen und tatsächliche Verhaltensweisen für diese wechselseitige Loyalität zwischen den Sudetendeutschen und dem tschechoslowakischen Staate gegeben werden, und zwar sowohl von sudetendeutscher wie auch von tschechischer Seite aus, wobei der Autor insbesonders die Vorgänge in der letzten Phase des Jahres 1938 genauestens prüft. Auf sorgfältigster Untersuchung aufgebaut, kommt er zu dem Schluß, *„daß die Zwangsaussiedlung der Sudetendeutschen — wie immer die Frage zu entscheiden sein mag, ob Massenaussiedlungen an sich als mit dem Völkerrecht vereinbar behauptet werden können oder nicht — sich zumindest insofern nicht rechtfertigen läßt, als der Volksgruppe in ihrer Gesamtheit der Vorwurf gemacht wird, dem Tschechoslowakischen Staate gegenüber illoyal gewesen zu sein. Dieser Vorwurf ist unbegründet — es sei denn, man wolle die Grundlage in Frage stellen, auf die das tschechische Volk unter Zustimmung der Alliierten und aller Gerechtdenkenden in den Jahren 1917-19 seinen Anspruch auf Selbstbestimmung und Eigenstaatlichkeit gegründet hat.“* (S. 97)

Man möchte nur dringend wünschen, daß alle, die sich mit den Fragen der Nationalitäten- und Volkstumspolitik befassen, diese Arbeit Rabls gründlich studieren, aber nicht weniger jene, die heute noch überall in der Welt den so schwerwiegenden Vorwurf der Illoyalität gegen die sudetendeutsche Volksgruppe erheben, um hinter dieser Anschuldigung sehr leicht zu durchschauende politische Zweckbegründungen und Zweckhandlungen zu kaschieren.

Rabls Arbeit bedeutet einen weiteren, höchst bedeutsamen Schritt auf dem dornigen Wege, die Problematik des sudetendeutschen Volkstums- und Selbstbehauptungskampfes in das Licht einer objektiven Betrachtungsweise — sine ira et studio — zu rücken.

Sehend sitze ich hier und hefte das Aug' in die Ferne.
Dort, wo des Himmels Blau sanft sich mit den Bergen vermischt,
Dämmert das freundliche Land der verlassenen Heimat herüber.
Dorten, der neblichte Streif, o ich erkenne ihn gut,
Dort ist hochaufragend der Wald, der die Heimat beginnet.
Glänzendes Jugendland, wär' ich doch wieder in dir!

Adalbert Stifter, Die Heimat

BERICHTE

Hinter den blauen Bergen / Wenzel Jaksch

Vom Tal der Enns fuhr ich vor Jahren an einem glasklaren Wintermorgen gegen Linz. Magische Gewalten zogen meinen Blick auf das Hügelland nördlich der Donau, dessen äußerster Horizont die Grenze nach Böhmen ist und zugleich Wasserscheide zwischen Schwarzmeer und Nordsee. Und siehe: prächtig hob sich vom Morgenhimmel eine Kette blauer Waldberge ab, sich auftürmend gegen die Dreiländerecke hin, wo sich am Felsgipfel des Dreisesselbergs Bayern, Böhmen und Österreich begegnen. Dieses Grenzland hat einen *Adalbert Stifter* hervorgebracht, der noch aus der Seelentiefe seiner Waldheimat schöpfte, als ihm bereits die Ehren eines großen Kaiserreiches und der Ruhm der deutschen Sprachwelt gehörten. Vom oberen Moldautal her muß man Stifter verstehen, wo der junge Fluß bei Oberplan ein silbernes Herz in den Wiesengrund zeichnete und wo die Geheimnisse tiefdunkler Seen und schweigsamer Wälder zusammenströmten. Stifter hat geistig beiden Vorländern dieser blauen Berge gehört, dem Böhmerwald und Oberösterreich, stets in der kleinen Welt seiner Jugend wurzelnd und in die Geheimnisse der größeren Welt vordringend. Aber das Herrschaftsgebiet der mächtigen Wittigonen, das seine Meisterhand in die Bücher der Weltliteratur einzeichnete, war das ganze Südböhmen. Krummau, dessen schönste Perle, nennt er die „graue Witwe der verblichenen Rosenberger" und weiter südlich, entlang jener „düsterprächtigen Waldesbogen", liegt die Ruine Wittinghausen bei Friedberg, den Lesern des „Hochwald" wohlbekannt. Man muß in diese Landschaft auch den Marktflecken Rosenberg selbst hineinstellen, mit seiner Stammburg, ja, das ganze Gebiet ostwärts bis Wittingau (Třebon), dessen Schloß seinen Namen wohl von dem Stammherrn der Rosenberge, dem legendären Witiko, empfing.

Hinter den blauen Bergen, die an jenem Morgen in der Wintersonne aufglänzten, liegt auch meine Heimat. Es ist die eigentliche Südspitze Böhmens, die im Kranze der sudetendeutschen Landschaften mit am spätesten gerodet wurde, dafür aber viel von ihrem Urwuchs bewahrte. Dort entstanden unter der sachkundigen Anleitung der Zisterziensermönche von Hohenfurth aus grüner Wurzel Dutzende jener Reihendörfer, deren Name meist auf -schlag ausklingt, soweit nicht die Endung -hütte auf jüngeren Ursprung aus der Glashüttenzeit hindeutet. Hier schmiegten sich die Waldbauerndörfer an jede windgeschützte Bodenfalte an, meist Wasserläufen folgend, die Vierkanthöfe leicht unregelmäßig nach guter Zweckmäßigkeit hingestreut, wie schon Tacitus die Siedlungsweise der alten Germanen beschrieb.*)

---

* *Unter den drei Stellen des deutschen Sprachgebietes, wo noch der von Tacitus geschilderte germanische Schwerttanz gepflegt wurde, befand sich auch die Gegend von Deutsch-Beneschau im Bezirk Kaplitz. Ich glaube, der Brauch hat sich bis heute bei dem Nachwuchs von Auswanderern in Wien erhalten.*

An der Breite der Gewanne, die vom Talboden hügelan bis zur Waldgrenze liefen, konnte man noch die Leistungskraft der einzelnen Familien bei der Urbesiedlung messen. Wo es die Bezwingung des Waldes erheischte, mieden die Siedler auch die Unbilden des Wetters auf dem windoffenen Hochplan nicht. In Kriegsläuften hatten diese Dörfler meist ihre Höfe verlassen und waren mit Vieh und Habe in versteckte Waldwinkel gezogen. Ein letztesmal soll dies in meinem Heimatdorf Langstrobnitz noch anno 1866 geschehen sein, doch die gefürchteten Preußen kamen nicht. So habe ich die Heimat in Erinnerung, daß dort die Volksgrenze zwischen Deutschen und Tschechen durch Pflug und Rodeaxt gezogen war, im Ausharren gegen Krieg, Pestilenz und Naturgewalten.

Oft wanderten meine Gedanken seit der Verbannung in diese Gefilde hin, die für mich schon 1938 begann. Der Zufall wollte es, daß aus dem englischen Exil meine Stimme noch einmal auf Ätherschwingungen in die vertraute Stube des Elternhauses getragen wurde, ein seltsamer Abschied von den vier Wänden, die Glück und Leid meiner Jugend umschlossen. Es gibt Jahre, in denen Schicksalswunden noch zu frisch sind, um die Berührung durch rückschauendes Erlebnis zu ertragen. Seit dem Blick in die blaue Ferne auf jener Fahrt von Steyr nach Linz ließ mich ein mächtiges Verlangen nicht mehr los, das Andreas Hartauer, der Dichter des Böhmerwaldliedes, in diese Worte gekleidet hatte:

Nur einmal, ach, oh Herr,
Laß mich die Heimat sehn.
Den grünen Böhmerwald,
Die Täler und die Höh'n.

Glücklich sind meine engeren Landsleute zu preisen, daß ihnen von freier Erde aus ein Blick in die Heimat offen steht. Wo die granitenen Häupter der Gratzner Berge den südlichen Eckpfeiler der Böhmerwaldkette bilden, treten die Ausläufer auf niederösterreichisches Gebiet über, deren höchster, der Mandelstein, mit seinem 850 Meter-Gipfel ganz knapp an der Grenze liegt. Vor ihm breitet sich das südböhmische Land als ein weites offenes Becken aus, linker Hand gesäumt von den breitflächigen Waldhängen des Hochwaldes (1050 m) und des Brünnler Berges, dessen helltürmige Wallfahrtskirche „Maria Trost" beherrschend über der Gegend thront. An klaren Tagen kann man von hier aus weit ins alte tschechische Sprachgebiet hineinsehen, bis zu den Türmen der einstmals deutschen Sprachinselstadt Budweis. Dieser Mandelstein ist seit 1945 eine Art Ersatzwallfahrtsort für die vertriebenen Deutschen Südböhmens geworden und für ihre schon früher ausgewanderten Landsleute, die ganze Vorstädte Wiens bevölkern.

In der Besinnlichkeit von neugeschenkten Genesungstagen wurde der Vorsatz geboren, mir diesen Blick auf die alte Heimat nicht länger zu versagen. Eine Fahrt von Linz aus um die Südspitze Böhmens wäre auch ohne den Hintergrund eines geschichtlichen Dramas für den Kenner von Land und Leuten ein erregendes Erlebnis. Vor Jahr und Tag bin ich hier mit dem Rucksack gewandert; in diesem Berührungsgebiet der abgeschiedensten Gegenden Österreichs und Böhmens konnte man noch Köhler antreffen, Steinmetze, die aus Granitblöcken wetterbeständige Wassertröge heraus-

meißelten, und Waldbauern, die beim Scheunenbau die Balken noch mit hölzernen Zapfen verbanden, weil ihnen die Verwendung von Eisenklammern oder Nägeln noch eine sündhafte Verschwendung dünkte, wie den Vorfahren. Unvergeßlich wird mir jener Besuch in der Holzhauersiedlung Buchers bleiben, dem bahnfernsten und südlichsten Kirchspiel Böhmens auf weitem Hochplan und bei den Flößern von Leopoldsdorf, welche die schönsten Stämme des Grenzwaldes für die lange Reise über Maltsch, Moldau und Elbe nach Hamburg rüsteten.

Diesmal hatten sich mir einige meiner Nichten und Neffen aus dem Ennstal angeschlossen, die bisher keine Gelegenheit versäumten, einen Blick in die verlorene Heimat zu tun. Resi und Hans, die Kinder des älteren Bruders, haben es in Österreich eigentlich besser getroffen als daheim. Trotzdem hat sich Resi, selbst Mutter dreier Kinder, jedes Jahr für eine Fahrt zum Mandelstein das Geld von ihrem Verdienst aus der Heimarbeit für die Neu-Gablonzer im Ennstal abgespart. Mariechen, die Tochter des zweiten Bruders, wollte gerne wissen, ob das Vaterhaus noch stehe, das früher schneeweiß hinter dem Staudamm des großen Sohors-Teiches hervorleuchtete. Wir folgten zunächst der Straße gegen Freistadt, die nach Prag führen möchte, heute jedoch an einer unsichtbaren chinesischen Mauer endet. Ehe die Segnungen der Volksdemokratie über Böhmen hereinbrachen, passierten in friedlichen Urlaubstagen manchmal Hunderte von Fahrzeugen die Grenzstation Wullowitz; heute hebt sich der Schlagbaum kaum noch für ein halbes Dutzend Kraftfahrzeuge in der Woche. Auch der Eisenbahnverkehr auf dieser alten Verkehrsschlagader, die seinerzeit den ersten Bahnbau in Österreich zwischen Linz und Budweis rechtfertigte, ist auf wöchentlich etwa fünf Passagiere zusammengeschrumpft, welche die Strecke in beiden Richtungen befahren. Diese Reisenden pflegen wohl noch, von Prag aus gesehen, das Mindestmaß von Kontakt mit den kapitalistischen Ländern. Böhmen und Mähren waren seit einem Jahrtausend nicht so hermetisch vom Westen und Süden abgeschlossen, wie heute. Nach den Annales Fuldenses erschienen im Januar 845 14 tschechische Fürsten in Regensburg und empfingen mit ihren Gefolgsleuten die Taufe. Das wäre zur Zeit unmöglich, nicht wegen fehlender Taufgelegenheiten in Regensburg, sondern mangels volksdemokratischer Visen. Vergeblich hält das Freistädter „Böhmertor" Ausschau nach Sendboten eines friedlichen Gesinnungswandels von der anderen Seite der Grenze.

Die Laune der Natur hat zwischen das Donautal und die böhmische Ebene einen breiten Granitriegel gelegt. Kargheit ist das Merkmal der Mühlviertler und der anschließenden Waldviertler Landschaft. Stellenweise stoßen noch ungebändigte Granitblöcke durch die dünne Ackerkrume. Man fühlt sich nach Innergefild oder Außergefild versetzt, nur mit dem Unterschied, daß hier die Täler nach Süden offen sind und vom großen Stromtal mildes Klima heraufführen. Wie doch die karge Erde auf der Nordseite dieses Grenzgebirges soviel Heimatliebe und fröhliche Lebensbejahung der Böhmerwäldler tragen konnte!

Harbach hieß der letzte Ort im Waldviertel. Wir fuhren zunächst auf der Fahrstraße zur alten Zollstation Scheiben hin. Hier begannen die beklemmenden Eindrücke. Plötzlich legte sich ein Streifen wilden Grases über die Straße. Zum Überfluß ist noch ein breiter Graben ausgehoben, um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, daß da ein westliches Land aus dem Leib Europas herausgeschnitten ist. Umso gespenstischer wirkt drüben das tschechische Zollhaus, weißgetüncht, wie in einen

Dornröschenschlaf versunken. Der folgende Anstieg fiel uns leicht. Der Brückenstein zwischen zwei Säulen tat noch seinen Dienst, wie dazumal, als ich als barfüßiger Junge scheu seine Tragfähigkeit prüfte. Zögernd hob sich der Blick auf die Landschaft jenseits des Berges. Es war ein gespenstisches Wiedersehn. Ist es die alte Heimat noch oder ist sie es nicht mehr? Die Berge zur Linken, die stillen Wächter meiner Jugendträume, sind noch da. Geblieben sind die Talfurchen, die Kirchtürme, die äußeren Umrisse von einem Dutzend Dörfer, die im nächsten Blickfeld des diesigen Herbsttages liegen. Aber das Leben scheint aus den einstmals gesegneten Fluren gewichen zu sein. Gleich zu unseren Füßen, im nächsten Tal, ist das Grenzdorf Göllitz spurlos verschwunden. Über den bewaldeten Bergriegel, der das Heimattal davon trennt, führt ein Kahlstreifen parallel zur Grenze. Der Wachtturm auf der Höhe ist besetzt. Es ist Frühherbst, Zeit der Kartoffelernte. Früher wimmelte es an solchen Tagen von Feldwerkern. Lustig brannten die Feuer mit Kartoffelkraut, weiß glänzten die Reihen prallgefüllter Kartoffelsäcke. Bauernfuhrwerke glitten mit Peitschenknall über die Feldwege, um diesen späten Erntesegen heimzuholen. Nichts davon war zu sehen. Nach langem Suchen entdeckten wir in einem Wiesengrund drei Menschen, die mit hastigen Sprüngen irgendwelche Überreste von Grummet zusammentrugen, das bereits auf der Wurzel verdorrt sein mußte. Sie trugen einheitliche hellgraue Arbeitskleidung ... Bei dem mittägigen Sonnenstand konnten sie uns wohl auf dem Gipfel sehen. Jedenfalls muß das hohe Mahnkreuz auf dem Mandelstein weithin sichtbar sein, zur ständigen Erinnerung, daß an diesem Abschnitt des Vertreibungsgebietes die Vertriebenen buchstäblich zusehen können, was die Vertreiber tun.

In dem Marktflecken Strobnitz steht noch das große Schulhaus, das mich acht Jahre beherbergte, und der Kern der Siedlung scheint intakt zu sein. Auf der Straße nach dem ehemaligen Gerichtsstädtchen Gratzen zieht ein einspänniges Pferdefuhrwerk dahin. Als drittes Lebenszeichen entdecken wir eine große Viehherde, die über Stoppelfelder bei Egersee getrieben wird. Meine Begleiter besprechen gewissenhaft jede Veränderung des Landschaftbildes. Wo der Oberort des Heimatdorfes aus der Talfalte herausguckt, fehlen schon einige Bauernhöfe, von anderen Gebäuden grüßen traurig leere Fensterhöhlen zu uns herauf. Die Scheune der Panholzer-Bauern steht noch. Unsere Hausstätte ist durch eine Bodenerhebung verdeckt, aber im Nachbarsgarten kann man noch die alten Birnbäume erkennen. Während diese Kommentare noch lange weitergehen, höre ich auf, nach Spuren der Vergangenheit auszuschauen. Mich faszinieren mehr und mehr die Zeichen der Gegenwart. Da unten sind zwischen sterbenden Bauerndörfern bereits einige Dutzend massiver Kolchosengebäude hingebaut, wahre Zwingburgen, die das Bild der Landschaft völlig verändern. Diese kombinierten Riesenscheunen und Riesenställe sind den Maßen der weiten russischen Ebenen angepaßt. In einem Ort stehen neben den Kolchosen schon mehrstöckige Wohnhäuser, wohl ein Anklang an die östlichen Agrostädte, wo die Kolchosarbeiter nach dem Gebot Chruschtschows genau so ihre Werkswohnungen beim Betrieb haben sollen, wie die Bergleute und Textilarbeiter in der Zeit des Frühkapitalismus. Auf der einen Seite der Gemarkung meines Heimatdorfes ziehen sich noch die Feldstreifen der vertriebenen Bauerngeschlechter unversehrt bis zum Waldsaum hin; dort scheinen sich noch Einzelbauern in der „rückständigen kapitalistischen Betriebsweise" zu üben. Die andere Flurseite ist eine einzige Großfläche geworden; nur an den brachliegenden Hängen zeigt der Anflug, wie der Wald wieder talwärts zieht.

In dieser Stunde wurde mir klar, was jenseits der blauen Berge vorgeht. Hinter den Kämmen des Böhmerwaldes beginnt das Sterben der Dörfer, aber es sterben nicht mehr deutsche Dörfer allein. Die Zwingburgen des Kolchosen-Systems wachsen auch in den tschechischen, slowakischen, ungarischen und rumänischen Dörfern empor. Gomulka wird sich nicht lange mehr leisten können, mit seiner Agrarpolitik einen eigenen Weg zu gehen, denn die Agrostadt ist ein fester Bestandteil des totalen Kollektivismus sowjet-kommunistischer Prägung geworden. Vorläufig mögen die Versorgungsschwierigkeiten in der Sowjetzone Deutschlands und der Fluchtweg für weichende Bauern über Berlin diesen Vorgang auf deutschem Boden abschwächen, aber wie lange noch?

Das Vordringen der Staatsgüter und Kolchosen in der Sowjetunion wurde mir einmal damit erklärt, daß die Wasserarmut weiter Gebiete die Zusammenziehung der Menschendecke auf einige Schwerpunkte begünstige, ja erfordere. Im quellenreichen Europa ist der Agrarkollektivismus dann umso mehr eine unnatürliche Lebensform. Solange es in Westeuropa noch das Gegenbild eines freien Bauerntums gibt, wird sich daher der Agrarkollektivismus bedroht fühlen und bestrebt sein, weiter vorzustoßen. Die Österreicher, die zum Gipfel des Mandelstein pilgern, haben eine einzigartige Möglichkeit, von dort aus zu sehen, was auf sie zukommt. Schade, daß uns in Westdeutschland solche Hochstände für den gleichen Anschauungsunterricht fehlen . . .

Das Bild vom Leben hinter den Bergen wäre aber verzeichnet, wollen wir es nur von der Optik der Wirtschaft her sehen. Zum gleichen Gipfel grüßt auch der Wallfahrtsort „Maria Trost" herüber, auch als „Brünnl" bekannt, zu dessen Bergkirche in meiner Jugendzeit noch einträchtig Deutsche und Tschechen pilgerten. Dieser Gnadenort ist aus dem Traum eines Hirten entstanden und seine Wässer hatten den Ruf wundertätiger Kraft. Wie immer man zu religiösen Symbolwerten steht, es ist wahr, daß von diesem Punkt der Heimatlandschaft noch immer tröstende Kräfte weit nach Österreich und Deutschland ausstrahlen. Von dem Muttergottesbild von „Maria Trost" wurde durch Zufall eine ausgezeichnete Großaufnahme gerettet. Zu dieser Nachbildung pilgern allsommerlich gut 2000 Menschen nach Sinsheim im Nordbadischen.

Für den Nachsatz zu einem solchen nachdenklichen Bericht sorgt gewöhnlich das Leben selbst. Unsere Grenzfahrt endete in dem Städtchen Gmünd, wo sich einstmals der Verkehrsstrom des Donaureiches von Wien nach Eger und Prag—Reichenberg gabelte. Heute ist es soweit, daß nicht einmal die tschechischen Eisenbahner mit den ablösenden österreichischen Kollegen einige Worte wechseln dürfen. Irgendwie dringt jedoch durch dichte Stacheldrahtzäune auch die Volksmeinung durch. Mir wurden in Gmünd jene Tschechen namentlich genannt, die ihren einstigen deutschen Nachbarn wissen ließen, es würden viele Landsleute trotz allen Drängens der Kommunisten nicht ins Grenzgebiet gehen, weil sie wissen, daß auf gestohlenen Häusern ein Fluch liege. Klingen in solcher Botschaft nicht die Gesänge gemeinsamer Pilgerfahrten zu einer Bergkirche nach? So mag es sein: nach dem Gesetz der zeitbedingten Gewalt gehört die alte Heimat nun anderen — nach Recht und Sitte bleibt sie weiterhin uns zugesprochen. Die Frage bleibt offen, ob schließlich hinter den Grenzbergen Böhmens die Bindungen eines gemeinsamen christlichen Jahrtausends obsiegen werden oder die trennenden Gewalten des Jahrhunderts.

Ein Leben für das sudetendeutsche Buch / Josef Schneider

Zum 80. Geburtstag des Nestors der sudetendeutschen Verleger FRANZ KRAUS

1919, erstes Friedensjahr nach dem Ersten Weltkriege. Der neue Herr von Böhmen hatte bereits eine Reihe deutschfeindlicher Maßnahmen getroffen. Viele deutsche Institute, die in Prag beheimatet waren, wurden ihrer Gebäude und damit ihrer Existenzmöglichkeit beraubt. So wurde u. a. das Clam-Gallas-Palais, in dem die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" und der Verlag der „Deutschen Arbeit", der führenden, von Univ. Prof. Dr. August Sauer begründeten Zeitschrift, untergebracht waren, beschlagnahmt. Als auch das Kleinseitner Palais der „Deutschen Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge", wohin sich die „Gesellschaft" zurückgezogen hatte, der Beschlagnahme verfiel, entschloß sich der damals fast 40jährige Buchhändler Franz Kraus, mit der von ihm seit 1911 vertriebenen „Deutschen Arbeit" in die Jeschkenstadt Reichenberg zu übersiedeln und dort einen eigenen Verlag zu gründen. Er gab ihm den Namen *„Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus"* — und der Gründer dieses in den folgenden 26 Jahren so erfolgreichen Unternehmens darf für sich in Anspruch nehmen, sich um die Durchsetzung der Bezeichnung „sudetendeutsch" in der wissenschaftlichen Welt wie in der breiten Öffentlichkeit — und nicht zuletzt auch gegenüber den tschechischen Behörden — ein persönliches Verdienst erworben zu haben.

Werfen wir einen Blick zurück auf den Werdegang dieses Mannes, der kürzlich in Scheinfeld im Steigerwald, körperlich und geistig erstaunlich rüstig, seinen 80. Geburtstag feierte! Franz Kraus wurde am 4. Oktober 1879 in Chotieschau im Bezirk Mies als Sohn einer aus dem Erzgebirgischen ins Pilsener Kohlenrevier eingewanderten Bergmannsfamilie geboren. Sein Vater Franz Hermann Kraus war damals Steiger und brachte es zum Direktor der Blattnitzer Steinkohlengewerkschaft „Zieglerschacht" im Nürschaner Kohlenbecken. Für den Sohn, der sich 1894 für den Buchhändlerberuf entschied, zeigte er viel Verständnis, auch in der finanziellen Förderung seiner Pläne. Den Pilsener Lehr- und Gehilfenjahren folgten zwei Jahre in einer polytechnischen Buchhandlung in Aachen und 1902 der Eintritt in die 1786 gegründete Calve'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung in Prag. Buchhändlerisches Können und Tatkraft ließen Franz Kraus bald zum ersten Sortimenter und 1911 zum Vertreter des Inhabers vorrücken. Seine organisatorischen Fähigkeiten und sein hohes Berufsethos bewies er u. a. in Aachen als Mitbegründer des Fortbildungsvereins jüngerer Buchhändler „Netto" und in Prag als Vorsitzender des Vereins jüngerer deutscher Buchhändler „Conform" durch 17 Jahre.

Entscheidend für die persönliche Entwicklung und für sein späteres Wirken als Verleger wurde schon vor dem Ersten Weltkriege die Begegnung mit den Universitätsprofessoren August Sauer und Adolf Hauffen sowie den Malern August Brömse und Karl Krattner. Diese Männer hatten sich dem Gedanken der Heimatbildung verschrieben. Ihr dienten sie mit der hervorragenden Zeitschrift „Deutsche Arbeit", und ihr widmete sich der junge Verleger Franz Kraus in Reichenberg auch dann noch oder gerade erst recht, als die inzwischen von Dr. Hermann Ullmann geleitete Zeit-

schrift von den Tschechen verboten wurde. Jene führenden Männer, die sich dem bedrängten Sudetendeutschtum als Volksbildner zur Verfügung stellten: Univ. Prof. Dr. Erich Gierach, Josef Blau, Ignaz Göth, Dr. Arthur Herr, Dr. Rudolf Lochner, Univ. Prof. Dr. Josef Pfitzner, Josef Preußler, Erich Siedler, Rudolf Tugemann u. a., fanden in Franz Kraus den aufgeschlossenen Verleger, der schon 1919 die Herausgabe der von Dr. Emil Lehmann begründeten und bis 1932 geleiteten Zeitschrift „Heimatbildung" wagte. Dieses Blatt bildete hinfort den geistigen Mittelpunkt nicht nur des Verlags, sondern der Volksbildungsbestrebungen schlechthin. Ihnen allen ist es zu verdanken, daß unser sudetendeutsches Heimatschrifttum den Charakter des Provinziellen abstreifte und einen auch im gesamtdeutschen Bereich geachteten geistigen Rang erreichte. Die planmäßige Herausgabe landschaftsgebundenen Schrifttums lag in den besten Händen. 1925 wurde die Zeitschrift auch Mitteilungsblatt der in diesem Jahre gegründeten „Gesellschaft für deutsche Volksbildung in der Tschechoslowakischen Republik". Seit 1937 hieß sie „Volk an der Arbeit", und Ende 1938 mußte sie ihr Erscheinen einstellen.

Seit sich Franz Kraus im Jahre 1919 der Heimatbewegung angeschlossen hatte, betrachtete er es als seine Lebensaufgabe, der ihres Selbstbestimmungsrechtes beraubten Volksgruppe in ihrem Kampfe um die nationale Selbstbehauptung gegenüber einem aggressiven Gegner zu dienen. Seine Veröffentlichungen waren wertvolle Handreichungen in diesem sittlich gerechtfertigten Kampfe, aber ihre Wirkung sollte viel weiter reichen. *„Die Bücher und Schriften des Sudetendeutschen Verlags Franz Kraus in Reichenberg ... wenden sich nicht nur an das Sudetendeutschtum selbst, sondern an alle Deutschen, die sich über diesen Volkszweig und seine Lage und Arbeit unterrichten wollen, ferner an alle, denen die hier behandelten Gegenstände wichtig sind"*, heißt es im Vorwort zum Verzeichnis der Veröffentlichungen des Verlags von 1919 bis 1938. So hat Franz Kraus mit seinem Lebenswerk nicht nur das kulturelle Antlitz Reichenbergs mitgeformt, sondern seine Veröffentlichungen nehmen in der Geschichte des um seine Existenz ringenden Sudetendeutschtums einen Ehrenplatz ein.

Will man einen Überblick über das Verlagsschaffen von Franz Kraus geben, so steht man vorerst vor großen Schwierigkeiten, nennt doch das Verfasserverzeichnis des Verlags für die Zeit von 1919 bis 1938 schon 337 Namen! Und bis zum Ende des Krieges kamen noch viele andere hinzu. Wenn sich unter den Veröffentlichungen auch viele kleinere Hefte, Arbeitsberichte und Flugschriften befinden, so ist die Zahl der Autoren doch geeignet, Umfang und Intensität unserer Volksbildungsarbeit und Heimatpflege in den zwei Jahrzehnten unter tschechischer Fremdherrschaft zu verdeutlichen. Faßt man aber die einander zugeordneten Veröffentlichungen zusammen, so ergibt sich sehr bald eine erfreuliche Klarheit, die wiederum als Beweis für die Planmäßigkeit der gesamten Arbeit gelten darf. Der größte Teil der Verlagserscheinungen ist nämlich in heimatkundlichen, wissenschaftlichen und schöngeistigen *Reihen* zusammengefaßt, unter denen die Veröffentlichungen der sudetendeutschen Hochschulen zur Geschichte, Sprachwissenschaft und Volkskunde voranstehen. Einzelne Werke und rund zehn Zeitschriften (darunter „Sudetenland", „Kunst und Handwerk", „Beiträge zur Klaviermusik", die von Dr. Helmut Preidel geleitete Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte „Sudeta", die Monatsschrift der deutschen Buchwarte in der ČSR „Buch und Volk", das Fachblatt „Der Buchhändler" und seit 1931 die überaus wichtige, alle sudetendeutschen Neuerscheinungen erfassende „Deutsche Bibliographie

in den Sudetenländern") ergänzen das Bild. Um es abzurunden, ist noch des Schulbuchverlegers zu gedenken. Im Jahre 1922 wurde Franz Kraus zum Mitbegründer und geschäftsführenden Gesellschafter der „Nordböhmischen Verlagsgesellschaft", die sich ausschließlich dem Schulbuch widmete. Man übertreibt nicht, wenn man in ihm den großzügigsten Förderer des deutschen Schulbuches in der ČSR sieht.

Aus den volkstümlichen Schriftenreihen der „Heimatbildung" seien erwähnt: „Der Volksbildner", „Sudetendeutsches Land und Volk" (etwa 15 Hefte), „Sudetendeutsche Heimatgaue" (nahezu 50 Hefte), „Flugschriften zur Heimatschule und Volkserziehung" (über 20 Hefte) und „Ratgeber für Volksbildner" (15 Hefte). Der Vor- und Frühgeschichte des Sudetenraums, seinen Geschichtsquellen, den Mundarten, der Volkskunde, den Flur- und Ortsnamen galten die „Schriften der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung". Die „Prager Studien", mit ähnlichen Reihen an die 100 Bände, machten die Ergebnisse der Forschertätigkeit der Prager Deutschen Universität der Öffentlichkeit zugänglich. Die bedeutendsten Sammlungen waren die „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde" (begründet von Adolf Hauffen, fortgesetzt von Gustav Jungbauer), die im Auftrag der „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik" herausgegegben wurden, und vor allem die „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien". Neben den Werken des Joachimsthaler Zweigestirns Nikolaus Hermann und Johannes Mathesius, neben Josef Rank, Graf Kaspar von Sternberg (u. a. dessen Briefwechsel mit Goethe), Moritz Hartmann, dem Briefwechsel J. S. Grüners und J. St. Zaupers mit Goethe u. a. enthält sie als wertvollste Verlagsleistung die „Große Prag-Reichenberger Stifterausgabe" in 25 Bänden, die bisher einzige historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe Stifters. Sie wurde von dem Prager Germanisten August Sauer begonnen und von den bedeutenden Stifter-Forschern Dr. Gustav Wilhelm und Dr. Franz Hüller fortgeführt.

Über allem vergaß Kraus nicht das zeitgenössische schöngeistige Schrifttum. Das Verlagsverzeichnis führt erzählende, lyrische und dramatische Werke und Mundartdichtungen an. Neben Sammelwerken wie dem „Sudetendeutschen Lyrikbuch" und dem „Sudetendeutschen Balladenbuch" verdienen die Literaturgeschichte von Dr. Adalbert Schmidt „Sudetendeutsche Dichtung der Gegenwart" (1938) und die „Sudetendeutschen Dichterbücher" (Gustav Leutelt, Emil Merker, Hans Watzlik) besondere Erwähnung. Den Ausbau dieser Verlagsabteilung hat allerdings der Zweite Weltkrieg empfindlich gehemmt.

Überblicken wir die verlegerische Gesamtleistung, so werden wir verstehen, daß sie nur von einem unermüdlichen Arbeiter vollbracht werden konnte, der sich jahrein, jahraus kaum je einen Ruhetag gönnte. Von früh bis in die Nacht hinein konnte man den rastlos Tätigen in seinem Arbeitszimmer in der Schützenstraße 30 antreffen. Er war einer der „Stillen im Lande", und er gehörte zu jener alten Buchhändler- und Verlegergarde, die nicht in erster Linie nach dem Gewinn fragt, sondern nach der Notwendigkeit und dem ideellen Wert eines Verlagsvorhabens. Kein Wunder, daß sich der 66jährige auch nach der Vertreibung nicht zur Ruhe setzte, sondern neue Verlagspläne schmiedete und im fränkischen Scheinfeld ein neues Unternehmen, den „Adalbert Stifter Verlag", gründete. Nicht das Alter, sondern die Zeitumstände setzten diesem Beginnen seine Grenzen.

Das Jahr des deutschen Zusammenbruchs hat auch das Lebenswerk von Franz Kraus

zerstört. Es bleibt eine der erschütterndsten Erinnerungen meines Lebens, wie sich dieser aufrechte Mann, dem Rechtlichkeit immer höchstes sittliches Gebot gewesen war, mit den unsittlichen Methoden der neuen Machthaber und der von Prag geschickten „Nationalverwalter" seines Betriebs auseinandersetzte. Obwohl er plötzlich nicht mehr der Besitzer, sondern nur noch Untergebener, geduldeter, weil vorläufig noch benötigter Angestellter des Verlags war, arbeitete er gewissenhaft weiter. Als aber die jungen tschechischen Buchhändler seine wertvolle Bohemica-Sammlung als „staré hadry" (= alte Hadern) verschleuderten, tat ihm das Herz weh. Daß Kraus in jenen bedrückend-trostlosen Tagen der gerade, aufrechte und unerschrockene Mann blieb, konnte ich als sein engster Mitarbeiter in jenen Monaten immer wieder erleben. Noch heute sehe ich den hochgewachsenen, breitschultrigen Mann mit dem schneeweißen Haupt- und Barthaar in der Tür seines Arbeitszimmers stehen und höre seine Antwort an die beiden Nationalverwalter auf eine ihrer oft ungebührlichen Äußerungen: „Ich habe schon drei Staaten überlebt — ich werde auch diesen überleben. Und es ist noch gar nicht gesagt, daß ihr Tschechen in diesem Staate glücklich sein werdet, wenn ihr uns Deutsche hinausgejagt habt." Lange wollte er die neue Rechtlosigkeit nicht wahrhaben, und es verletzte ihn im Innersten, als er sich ihrer erschreckend bewußt wurde.

Kennzeichnend für die uneingestandene Achtung, die er selbst damals bei den Tschechen genoß, ist die Tatsache, daß sie es nicht wagten, ihn offen zu verhaften, als sie seine Arbeit nicht mehr benötigten. Eines Tages, im März 1946, bat ihn ein tschechischer Polizist, als Zeuge „nur für eine Stunde" zu einem Verhör zu kommen. Aber Kraus wurde keineswegs verhört, sondern ins Konzentrationslager auf dem Reichenberger Ausstellungsgelände gebracht. Einige Wochen später wurde er, ohne seinen Verlag noch einmal wiedergesehen zu haben, über das Habendorfer Lager in die amerikanische Besatzungszone „abgeschoben", wie der klassische tschechische Ausdruck für die Vertreibung lautete.

Mag das Lebenswerk Franz Kraus' heute auch zerschlagen und im Bewußtsein vieler Landsleute verschollen oder gar nicht vorhanden sein: es war ideal gedacht und hat eine große Aufgabe erfüllt. Ein Leben lang hat er dem sudetendeutschen Buch selbstlos gedient, hat er, ganz von seiner Aufgabe erfüllt, das allgemeine Wohl stets dem persönlichen Interesse übergeordnet. Das heute in der Zerstreuung lebende Sudetendeutschtum hat allen Grund, sich des Jubilars und Nestors unter den sudetendeutschen Verlegern in Dankbarkeit zu erinnern.

Verlagsbibliographie:

(Da es unmöglich ist, eine Gesamtbibliographie des Verlags zu veröffentlichen, seien einige der wichtigsten Werke aus dem Gesamtverzeichnis herausgehoben, wenn auch eine solche Zusammenstellung einen sehr zufälligen Charakter trägt.)

Anton Altrichter, Aus dem Schatzberg, Sagen und Märchen der Iglauer Sprachinsel
Karl Beer, Geschichte Böhmens mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Deutschen in Böhmen
Eduard Beninger, Die germanischen Bodenfunde in der Slowakei
Konrad Bittner, Die Faustsage im russischen Schrifttum

Berthold Bretholz, Quellen- und Lesebuch zur böhmisch-mährischen Geschichte
Anton Ernstberger, Wallenstein als Volkswirt im Herzogtum Friedland
Leonhard Franz, Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Böhmens
Hans Freising, Die germanischen Bodenfunde in Mähren
Josef Hanika, Sudetendeutsche Volkstrachten
Robert Herzog, Gustav Leutelt, sein Leben und Schaffen
Emil Hudler, Die wirtschaftliche Tschechoslowakei
Franz Hüller, Adalbert Stifters Witiko
Gustav Jungbauer, Die Rübezahlsage
Otto Kletzl, Von deutscher Kunst in der Tschechoslowakei
Fritz Koberg, Der Aufstieg der Tschechen in den letzten 100 Jahren
Johannes Kux, Geschichte der königlichen Hauptstadt Olmütz bis zum Umsturz 1938
Emil Lehmann, Heimat und Bildung, Grundlegung der Begriffe, Handbuch der sudetendeutschen Volksbildung
Karl Franz Leppa, Der Königsbrief
Oswald Menghin, Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens
Josef Pfitzner, Sudetendeutsche Geschichte
Helmut Preidel, Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde
August Sauer, Kulturpolitische Reden und Schriften
Hedda Sauer, Goethe und Ulrike
Rudolf Schaurek, Presserecht der historischen Länder der Tschechoslowakischen Republik, eine systematische Darstellung
Bruno Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa
Berta Vorbach, Stifter und die Frau
Ernst Viktor Zenker, Ein Mann im sterbenden Österreich (Erinnerungen aus meinem Leben)
Ernst Viktor Zenker, Persönlichkeit und Gemeinschaft

Josef Hegenbarth / Xaver Schaffer

Poetische Imagination

Die Bayerische Akademie der schönen Künste eröffnete jetzt im Münchener Prinz-Carl-Palais zum 75. Geburtstag Josef Hegenbarths in Anwesenheit seiner Gattin eine repräsentative Ausstellung (Gemälde, Zeichnungen, Illustrationen), der eine große Schau seines Werkes in Berlin (National Galerie) vorausging.
Wer gerade das Glück hat, in München zu sein, kann Meisterwerke über Meisterwerke betrachten.
Nach der festlichen Eröffnung, zu der *Gerd Gaiser* etwas zu aphoristisch sprach, ging

man staunend durch die schönen Räume, fassungslos fast vor der ungeheuerlichen Produktion dieses Künstlers, der in dem kleinen Landstädtchen Böhmisch-Kamnitz (Kreis Tetschen-Bodenbach/Sudetenland) geboren wurde, an der Dresdener Akademie studierte, den ersten Weltkrieg in Prag im Kreise um August Brömse erlebte (1916/1917) und dort, wie auch in Wien, Mitglied der Sezessionen wurde. Seit 1919 hat er seinen Wohnsitz in Dresden, erhielt hier 1946 eine Professur an der Kunstakademie, die er nach drei Jahren wieder aufgab.

1954 wurde er mit dem Nationalpreis ausgezeichnet. Seit 1956 ist er außerordentliches Mitglied der Deutschen Akademie der Künste in Berlin.

Während des zweiten Weltkrieges lebte er einige Jahre in seiner Geburtsheimat, wo ich ihm persönlich begegnete und manchmal beim Arbeiten zusah.

Seine Umgebung vergessend, eilte sein borstiger Pinsel mit erstaunlichem Temperament über die großen weißen Blätter, die er seit jeher bevorzugt, zupackend, faszinierend, virtuos. Mit einem letzten Strich, einem leuchtenden farbigen Akzent, gab er der Arbeit oft eine völlig neue Aussage.

Wer seine ständig wachsende Bedeutung mit Bewunderung verfolgte, wurde bei jeder Begegnung mit seinem Werke mit neuer Leistung und neuen Einfällen überrascht.

Josef Hegenbarth kann ein Blumen- oder Tierstück sehr überzeugend und mit aller Treue zum Gegenstand mit satten Farben malen oder mit vereinfachendem Strich festhalten; ebenso kann aber auch seine Feder und noch mehr der Pinsel über die Papierfläche förmlich tanzen. Hier wird der „abgeschriebene, borstige Pinsel" neben der Zeichenfeder tatsächlich zum Abenteuer. Immer geschieht Unvorhergesehenes. Josef Hegenbarth ist einer jener Großen der Kunst, die das Abenteuer anziehen. Seit Dürer, Altdorfer und Elsheimer haben die Deutschen die persönliche Kunst der Zeichnung zum selbständigen Kunstwerk entwickelt. Im deutschen Bereich wurde sie eine der ursprünglichsten Ausdrucksformen, die Abbild und Sinnbild in einem gab.

Unstreitig ist Josef Hegenbarth neben Alfred Kubin einer der glanzvollsten deutschen Zeichner. Seit Slevogt hatte Deutschland keinen größeren Illustrator. Durch beide wird die deutsche illustrative Kunst auf eine leuchtende Ebene gehoben.

Die Münchener Ausstellung umfaßt ein Lebenswerk, das den Künstler in all seiner Vielfalt vorstellt. Arbeiten der letzten Jahre liegen vor und zeigen, daß der Farbe nun eine fast grelle Aktivität zukommt. Feder und Pinsel erfassen die Realitäten mit souveräner, schwebender Leichtigkeit und steigern sie gern ins Dämonische.

Schon die ältesten hier vertretenen Zeichnungen aus den zwanziger Jahren — noch sorgfältig durchgezeichnet — zeigen schon malerische Tendenzen.

Wer Josef Hegenbarth vor allem als Zeichner kennt, wird nun feststellen müssen, daß er jetzt mehr malerisch gestaltet. Jedoch immer bleiben die Merkmale der Improvisation. Er ist als Illustrator ein Meister der Intuition und der sprühenden Gegensätze. Stets kommt er in ein gutes Verhältnis zur Vorlage, ohne ihr untertan zu werden. Seine Illustrationen führen kein Eigenleben und sind doch ein Neues. Der Stoff gibt ihm Anregungen für den grandiosen Flug seiner Phantasie. Am prägnantesten bezeichnen sein Können die Illustrationen zu Gogol und Cervantes. Neben seiner Hingabe an die illustrative Kunst steht seine Freude am Alltag. In seinen Rummelplatz-, Theater- und Zirkusszenen erweist sich der Künstler als ein vitaler Gesellschaftsschilderer, dessen Feld das bewegte Leben ist. „Es reizt mich, das Leben in seiner Mannigfaltigkeit einzufangen." Nicht karikieren aber will er in diesen

JOSEF HEGENBARTH (Pinsel mit Tusche) „Zwei Luchse“

A[illegible]ulis sum visus incedus umbelica
pendentis lunam superiam semper et inde
V et candida forme ex cera corrupta
Portabis quo vis lunai tempore noctis
[illegible] effectum si pir adest ingulati
[illegible]libet uimo quedam succubinum fingunt

Blättern — meist in Tempera, denen feine nuancierte graue Halbtöne eigen sind — sondern das Wesentliche bloßlegen.

Bei einem Gang durch die Schau kann man leicht feststellen, daß dies besonders auch für die vielen Bildnis-Köpfe gilt. Es sind darunter Blätter von großartiger Intensität und Modellierung, aus denen sein Sinn für das Typische spricht.

Es scheint mir ein wesentlicher und sehr im Heimatlichen verhafteter Zug seiner Künstler-Persönlichkeit, daß er auch bezaubernde Kinderbücher schuf. In „Lumpengesindel" z. B. ist die Bewegung des Tieres so glänzend und mit so kühnem Strich erfaßt, daß man von letzter Meisterschaft sprechen darf. In seinen Tierbildern wird die künstlerische Eigenart Josef Hegenbarths besonders sichtbar.

Es scheint, als läge in der Vermenschlichung seiner Tierbilder eine seiner eindrucksvollsten bildnerischen Aussagen. Hier stecken oft stille Heiterkeit und Geheimnis. Die Begegnung mit seinem Werk hier in München gehört zu den stärksten Kunsterlebnissen. Hier steht ein Meister vor uns, ein eminenter Künstler, bei dem sich scharfe Beobachtung und Phantasie auf das glücklichste und reichste ergänzen und durchdringen. Daraus ersteht eine höchst aktuelle Aussage über das Kreatürliche — und sich selbst.

* *
*

DR. FRANZ HÜLLER — 75 JAHRE

Am 6. Februar 1960 feierte Dr. Franz Hüller, der sudetendeutsche Stifter-Forscher, in Prien am Chiemsee seinen 75. Geburtstag.

In Graslitz als jüngster Sproß einer kinderreichen Fabrikantenfamilie geboren, verbrachte Hüller seine Kinder- und ersten Jugendjahre. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Mariaschein und Duppau wandte er sich dem Studium der deutschen und klassischen Philologie an der deutschen Karl-Ferdinand-Universität in Prag zu, wo sein Lehrer August Sauer ihn bald als Mitarbeiter an der Prager Stifter-Ausgabe heranzog. Nach dem Abschluß seiner Studien in Prag widmete sich Hüller dem Lehramt an höheren Schulen; er wirkte als Gymnasialprofessor in Graslitz, Asch und Aussig, bis er infolge der Vertreibung aus der alten Heimat in Rosenheim in Bayern eine neue berufliche Wirkungsstätte fand. Hier trat er 1950 als Oberstudienrat in den Ruhestand.

Was Franz Hüller für die literarische Geltung des Sudetenlandes und für die deutsche Literatur überhaupt geleistet hat, vermag nur der zu ermessen, welcher weiß, in welch vernachlässigtem Zustand sich das Werk Adalbert Stifters beim Erlöschen der Verlagsschutzfrist der breiten Leserschaft darbot. Eine Neuausgabe aller Schriften des Dichters auf Grund eines kritischen Studiums der Handschriften war ebenso notwendig wie die Erstveröffentlichung vieler bisher ungedruckter Arbeiten, Briefe, Lebensdokumente und ähnlicher Materialien. Erst auf dem Fundament dieser textkritisch-wissenschaftlichen Gesamtausgabe konnte die eigentliche Stifterforschung beginnen.

Prof. August Sauer veranlaßte im Jahre 1902 die Gründung eines Adalbert-Stifter-Archivs in Prag, das die Grundlage der wissenschaftlich fundierten Gesamtausgabe bilden sollte. Die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" übernahm die Stifter-Ausgabe in ihre

WENZELWERKSTATT, PRAG (1405) „Burg am Abend"
Der Wächter bläst die Stunde. Zwei Kinder, Steckenpferdreiter und Kerzenträger, kehren im Mondschein heim. (s. Bildernachweis)

Obhut, Franz Hüller aber wurde von Jahr zu Jahr mehr zum Hauptredakteur der Einzelbände. Von den in vier Jahrzehnten erschienenen 25 Bänden tragen elf seinen Namen oder sie führen den Namen Hüller unter den Mitarbeitern an.

Franz Hüller hat aber nicht nur Stifters Werk herausgeberisch hervorragend betreut, sondern er hat sich auch um die Erforschung von Stifters Wesen und Kunst durch eine ganze Reihe von Einleitungen, Nachworten und Sonderuntersuchungen verdient gemacht. Als Hauptbeitrag auf diesem Gebiet wird wohl immer sein „Witiko"-Buch vom Jahre 1930 genannt werden müssen, das 1954 eine neue Auflage erfahren hat. Hüller zeigte darin, wie Stifters Rechtsgefühl und Rechtsdenken die gedankliche Mitte dieses größten geschichtlichen Romans der deutschen Literatur bildet, und er konnte auch überzeugend nachweisen, daß die berühmte Vorrede zu den „Bunten Steinen" — Stifters künstlerisches und menschliches Bekenntnis zum ‚Sanften Gesetz' — auch dem Witikoroman zuinnerst zugehört.

Franz Hüller hat den Freunden Stifterscher Kunst noch manche literarische Kostbarkeit geschenkt, es sei hier nur an die Einzelausgaben etwa der Ersterzählung „Julius" oder der letzten Fassung der „Mappe meines Urgroßvaters" erinnert. Jedes Werkstück aus Hüllers Feder ist ein Zeugnis bester wissenschaftlicher Tradition unserer alten Heimat. Das Denkmal aber, welches Hüller mit der Prager Ausgabe dem Dichter Deutschböhmens gesetzt hat, wird auch die Erinnerung an ihn selbst weit über den Kreis seiner Landsleute hinaus immer wach halten.

Dr. Johannes Böhm

COLLEGIUM CAROLINUM

In der Zeit vom 1. bis 3. November 1959 veranstaltete das Collegium Carolinum, Forschungsstelle für die böhmischen Länder, in Straubing seine alljährliche wissenschaftliche Tagung. Präsident Prof. Dr. Dr. h. c. Theodor *Mayer* erläuterte eingangs die Ziele und die Arbeit des Collegiums Carolinum im Rahmen einer Gesamtschau der Geschichte der böhmisch-mährischen Länder.

Der anschließende Vortrag von Prof. Dr. Ernst *Schwarz*, Universität Erlangen, über Deutsche und Tschechen im 14. Jahrhundert führte in die Fragen des Zusammenlebens der beiden Völker ein.

Der Amberger Staatsarchivdirektor Dr. Heribert *Sturm* konnte am Beispiel des Amberger Archivs zeigen, daß der sudetendeutschen Forschung trotz ihrer Trennung von den in der Heimat gebliebenen Quellen noch Möglichkeiten offenstehen, die Geschichte Böhmens und Mährens aufzuhellen.

Einen Beitrag zur Geschichte Ostbayerns und Böhmens leistete Archivdirektor Dr. Max *Piendl*, Regensburg, der am Beispiel der Grafen von Bogen die Verflechtung beider Landschaften bis zur Festlegung des endgültigen Grenzverlaufes darlegte.

Am Abend beschloß ein Lichtbildervortrag von Dr. Josef *Morper*, Bamberg, über die Klosterkirche von Waldsassen und ihre Zugehörigkeit zum böhmischen Barock das Tagesprogramm.

Am Montag, den 2. November, wurde die Tagung mit einem Referat von Stadtarchivdirektor Dr. Kurt *Oberdorffer*, Ludwigshafen, über den Stand der tschechischen Geschichtswissenschaft fortgesetzt. Anschließend entwickelte Staatsarchivrat Dr. Josef *Hemmerle* die Vorgänge der Besiedlung des Egerlandes und gleichzeitig die wissenschaftlichen Streitfragen, die sich daran geknüpft haben. Beschlossen wurde die Veranstaltung durch einen Vortrag von Studienrat Dr. Rudolf *Mattausch*, St. Blasien über die Missionsarbeit und Reichspolitik des hl. Gunther.

Die anschließende allgemeine Diskussion faßte die Hauptgedanken der Arbeitstagung zusammen. Insbesondere wurde von den Tagungsteilnehmern eine planmäßige Erfassung der in der Bundesrepublik vorhandenen Archivbestände zur Geschichte Böhmen-Mährens vorgeschlagen. Der Veranstaltung wohnten auch zahlreiche bayerische und österreichische Wissenschaftler bei.

Dr. K.W.

DIE KÜNSTLERGILDE UND IHR SUDETENDEUTSCHER ANTEIL

Unter den kulturellen Einrichtungen, die nach 1945 in der Bundesrepublik entstanden, nimmt die Künstlergilde e. V., Sitz Esslingen am Neckar, als Gesamtverband der heimatvertriebenen, geflüchteten und ostdeutschen Künstler eine besondere Stellung ein. Sie vereinigt in den Fachgruppen Bildende Kunst, Schrifttum, Darstellende Kunst, Musik, Film und Lichtbildwesen und in den Landesgruppen zahlreiche Künstler, Kunstfachleute und Kunstförderer; ist in ihrer sammelnden, begutachtenden und beratenden Tätigkeit als von den maßgeblichen Bundes- und Länderbehörden anerkannter Berufsverband zugleich eine Kulturvereinigung, die bestrebt ist, treuhänderisch die Kunstvereinigungen und die Künstlerbünde der alten Heimat fortzusetzen.

In zahlreichen Veröffentlichungen und Veranstaltungen, vor allem im jährlichen Herbsttreffen, der „Esslinger Begegnung", und in vielen Ausstellungen, darunter auch solchen im Ausland, in den Jahren 1958 und 1959 auch in mehreren Ländern Südamerikas, bringt sie die Arbeit ihrer Mitglieder an die Öffentlichkeit und führt erfolgreich den Nachweis, daß das reiche Kulturerbe der ostdeutschen, sudetendeutschen und südostdeutschen Landschaften in ihren schöpferischen Menschen und im Bewußtsein weiter Kreise nicht nur historisch erhalten, sondern ständig fruchtbar weiterentwickelt wird.

Nun liegt es gerade im Wesen der Künstlergilde, über die stammlichen Besonderheiten hinaus und in Verbindung mit den westdeutschen Kunst- und Kulturvereinigungen das Gemeinsame zu zeigen. Trotz manchen Zerreißproben hat sich gerade hier die fruchtbare Spannung oft sehr verschiedener stammlicher, altersmäßiger und stilistischer Herkünfte als heute nicht selbstverständlich, aber umso wichtiger erwiesen. Es ist daher nicht leicht, hier gerade den sudetendeutschen Anteil darzustellen. Es kommt auch nicht darauf an, die zahlenmäßige Beteiligung der Deutschen aus Böhmen, Mähren und Schlesien herauszusondern. Von Anbeginn, seit der Gründung im Frühjahr 1948, war der sudetendeutschen Anteil wesentlich. Er wirkte sich aber nie in einem landsmannschaftlichen Sonderstreben, in einer Vormachtstellung aus, vielmehr in einer verbindenden Kraft, in der Improvisationsgabe, wie sie gerade den Sudetendeutschen aus ihrer besonderen Entwicklung gegeben sein mag.

Aus der Erkenntnis heraus, wie sehr einer auf den anderen angewiesen ist, waren die sudetendeutschen Kräfte in der Künstlergilde stets bemüht, allen die Möglichkeiten zur Mit- und Auswirkung zu schaffen.

Die zunächst als „Schlesisch-sudetendeutsche Künstlergilde" von Dr. Robert Sandner (jetzt Filmproduzent in München) und der Pressereferentin des Staatsbeauftragten für das Flüchtlingswesen in Nordwürttemberg-Nordbaden Ilse Daemen gegründete Vereinigung hatte nach ihrem früh verstorbenen ersten Gildenmeister, dem Schauspieler und Theaterleiter Fritz Klippel, (früher Aussig und Reichenberg), aus Trautenau stammenden Schriftsteller Dr. Josef Mühlberger über zehn Jahre zu ihrem ersten Vorsitzenden. Er gab besonders auch der Fachgruppe Schrifttum starke Impulse. Bald nach der Gründung wurde der auch heute in dieser Stellung tätige, aus Troppau stammende Literar- und Kunsthistoriker Dr. Ernst Schremmer, stellvertretender Vorsitzender und Geschäftsführer. Der Bildhauer Viktor Eichler, einst in Reichenberg an der Spitze des Metzner-Bundes, der Gesamtvereinigung der deutschböhmischen Künstler, leitet in Bonn die Verbindungsstelle zu den Bundesbehörden. Auch in den Fachgruppen, z. B. an der Spitze der Fachgruppe Lichtbildwesen Dr. Ralph Weizsäcker (Aussig-Stuttgart), sind die Sudetendeutschen sehr aktiv.

Der Komponist Dr. Heinrich Simbriger, jetzt München, hat eine der wichtigsten Veröffentlichungen der Künstlergilde, den Musik-Werkkatalog, als Gesamtverzeichnis ostdeutscher Komponisten herausgebracht. Tagungen der Exilschriftsteller in Darmstadt und München, bei denen die sudetendeutschen Autoren

besonders gute Mittler zu den tschechischen und den anderen slawischen und südosteuropäischen Nachbarn bildeten, dienten zur erfreulichen Ausweitung des Horizonts. Selbstverständlich hatten in den vielen Ausstellungen die Sudetendeutschen ihren Platz. Innerhalb der Gesamtarbeit wurden hier, wie so oft in besonders ersprießlicher Zusamenenarbeit mit dem Adalbert Stifter-Verein, immer wieder Einzelausstellungen aufgebaut, von denen wir die zu den Sudetendeutschen Tagen, die Gedenkausstellungen für die Ehrenmitglieder der Künstlergilde Professor Walther Klemm und Professor Alfred Kubin erwähnen möchten, die bisher umfassendste Schau sudetendeutscher Graphiker in Nürnberg. Die Mitwirkung am Aufbau der Sudetendeutschen Galerie, an Kulturveranstaltungen sämtlicher Sudetendeutscher Tage, Kulturwochen mit den bisher großartigsten Aufführungen des Spieles „Der Ackermann aus Böhmen" (Ulm, Stuttgart, Eßlingen, Heidelberg, Augsburg, Bayreuth usw.), die Mithilfe bei regionalen Veranstaltungen, den Egerländer Tagen usw. sind nur einige wenige Daten einer steten Bemühung, im Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Kulturarbeit und der verbindenden Tätigkeit innerhalb der Künstlergilde die sudetendeutsche Leistung wirksam zu machen.

Dr. Ernst Schremmer

VERSÄUMTE GELEGENHEITEN

Zu einer Ausstellung in Edinburgh

Die Londoner Zeitung „TIMES" ließ sich von ihrem Kunstkritiker aus Edinburgh berichten:

„Tschechische Kunst vom Mittelalter herauf bis zu (mehr oder weniger) der gegenwärtigen Zeit ist der Gegenstand der diesjährigen Edinburgher Festival-Ausstellung in der Königlich Schottischen Akademie, und angesichts der Verheißung von vielem, das sich als unvergleichlich und lohnend erweisen könnte — denn eine Überschau dieser Art war noch nicht außerhalb der Tschechoslowakei zu sehen — ist es schlimm, berichten zu müssen, daß diese Ausstellung weit hinter den meisten ihrer Vorgänger kommt, sowohl was die Anziehungskraft wie den Genuß anlangt.

Enttäuschung muß verzeichnet werden schon von Beginn an bei der relativ mageren Darstellung der mittelalterlichen Malerei und Skulptur. Die Leistungen des späten 14. und 15. Jahrhunderts machen den großen Ruhm der tschechischen Kunst (Czech art) aus, und um mehr und vortrefflichere Beispiele aus jener Zeit zu zeigen, hätte einigen der entschieden unbedeutenderen und provinziellen Entwicklungen (decidedly minor and provincial developments) der späteren Jahrhunderte vorteilhafterweise weniger Raum gegeben werden können.

Die tschechische mittelalterliche Kunst wurde zwar in Paris mit großem Glanz erst vor zwei Jahren gezeigt, aber sie ist immer noch verhältnismäßig unbekannt in Westeuropa und ihre Schönheiten mußten weitgehend erraten werden infolge der Abwesenheit einiger der größten Altartafeln, ohne die späte realistische Bildhauerkunst Pauls von Levoca oder mehr als ein einziges Beispiel der Madonnenstandbilder, deren Süße und Anmut des Stils einst überall in Europa berühmt waren."

Und der Bericht, der ziemliche, wenn auch nicht übermäßige Sachkenntnis, vor allem nicht in den entscheidenden Zusammenhängen, zeigt, schließt:

„Vielleicht hätte eine Abteilung mit tschechischer Volkskunst dazu gedient, die späteren Stadien dieser Ausstellung deutlicher darzustellen und offenbart, wohin schöpferische Vitalität und Freude verschwunden waren, während sie Jahrhunderte hindurch den „schönen" Künsten fernblieb. Eine kleine Abteilung mit böhmischen (Bohemian) Glas hat wohl Platz gefunden, aber ebenso wie die anderen Abschnitte der Ausstellung könnte man sie entweder umfangreicher oder besser in der Qualität wünschen."

Die Ausstellung, durch den Anlaß in ihrer Bedeutung unterstrichen, war besonders dank der Aktivität der tschechoslowakischen Botschaft in London, nach über zweijähriger Pla-

nung zustandegekommen und die Festival-Gesellschaft und der Arts Council of Great Britain hatten zusammen mit der gastgebenden Königlich Schottischen Akademie die Patenschaft übernommen. Fünf Prager Galerien sind als Leihgeber genannt.

Gegenüber der in dieser Zeitschrift behandelten Pariser Ausstellung, die von der Vorgeschichte bis zur Spätgotik gereicht hatte, war der Bogen weitgespannt. Mochten die zeitlichen Schwerpunkte und die gewaltigen Niveauunterschiede schon sehr fraglich sein, so ist die — unausgesprochene Tendenz höchst eindeutig: Man nahm große Beispiele der mittelalterlichen und der Barockkunst anonymer oder einwandfrei deutscher Herkunft, dazu einige tschechische Meister des Barocks als Ahnherren einer heutigen tschechischen Kunst, die mit unterschiedlich ansehnlichen Beispielen belegt wurde. Im Katalog wurde das Ganze zudem nicht in zeitlicher Abfolge, vielmehr in einem Prager Allerlei nach den Zufällen des Alphabets dargeboten. Das fängt also gleich mit dem 1913 gestorbenen Mikoláš Aleš an, einer Studie des bekannten Historienmalers für eine Monumentalkomposition zur Geschichte Georgs von Podiebrad. Dann folgen kaum bekannte neue Meister, denen sich als letzter unter B der neuerdings in umfangreichen Publikationen und also auch hier eindeutig als Tscheche festgelegte „Jan Peter Brandl" als „most outstanding Czech painter of the 18th century" findet. Unter C lassen sich dann wunderbar 14 der insgesamt 126 Ausstellungsstücke als „Czech Master" einordnen, allerdings nicht immer erstrangige Beispiele der gotischen und barocken Kunst, vor allem aus dem goldenen Zeitalter Böhmens und seiner Kunst um 1350 die berühmte „Madonna von Eichhorn" (im englischen Text natürlich „Veveří Madonna"). Konnte man bei der Pariser Ausstellung noch entschuldigen, „tchèque" sei analog dem tschechischen Gebrauch im Französischen sowohl „tschechisch" wie „böhmisch", so ist im Englischen diese Entschuldigung nicht angebracht, denn beim Glas finden wir eben immer wieder die Bezeichnung „Bohemian". „Czech", also „tschechisch" sind dann natürlich die Schönen Madonnen ebenso wie — immer laut gedrucktem repräsentativem Katalog — Meister Theoderich, die großen Barockmaler und -bildhauer, vor allem Wenzel Lorenz Reiner, bei dem immerhin auf die Einflüsse durch Brandl, Willmann und Rottmayer hingewiesen wird, Norbert Grund, als führender Vertreter der „Czech rococo" Malerei vorgestellt. Aber auch slowakische Künstler werden einfach unter Czech eingereiht, mögen sie, wie Ludovit Fulla in Rosenberg, wie Josef Kostka in Stupava geboren sein. Weit mehr als die Hälfte der Künstler gehören unserem Jahrhundert an, die neuere Kunst wird durch Mánes, Myslbek, Švabinský, durch einen der heute im Westen besonders gerühmten Ahnherren der abstrakten Kunst, den 1957 in Paris gestorbenen František Kupka, und durch weitere Vertreter des „westlichen Formalismus" ausreichend, durch wenig bemerkenswerte Historiendarsteller des 19. Jahrhunderts und „Nationalkünstler" der jüngsten Jahre im Überfluß vertreten. Kein Wunder, daß man also in England mit dem Gesamtbild nicht zufrieden war und selbst den beiden Mánes nichts abgewinnen kann.

Entsprechend der neueren Publizistik, die von Prag aus in mehreren Hauptsprachen die Welt mit oft sehr gut gemachten kunstgeschichtlichen Bildbänden überschwemmt, wird eine national eigenständige, kontinuierliche Entwicklung vorgetäuscht, die zum Ziel hat, die geistige Hinterlassenschaft der „abgeschobenen" Deutschen auf Jahrhunderte zurück nachträglich auszulöschen und die kulturellen Ahnenpässe und Matrikeln umzuschreiben. Es kommt hier nicht auf Beckmesserei, nicht auf „Taferlpolitik" an, ist letztlich nicht so entscheidend, ob der gotische Höhepunkt der Kunst Böhmens, an der neben den zweifellos führenden einheimischen und zugewanderten deutschen Kräften auch Tschechen teilhatten, nun völlig aus dem geschichtlich-geographischen Zusammenhang gehoben wird, oder ob man die große Verflechtung im barocken Reichsstil mit der abendländischen und zunehmend der deutschen Kunst negiert, deutsche Meister mit tschechischen Vornamen wiedergibt usw. Die Frage erhebt sich vielmehr, ob wir im Zuge des Abbaus der Nationalismen und der notwendigen Begegnung

der Völker zusehen sollen, wie die Wissenschaft immer mehr politisiert wird. Schließlich geben sich ja solche Ausstellungen als das, was sie sein wollten, als wissenschaftlich-künstlerische Unternehmungen, während sie in Wirklichkeit weitgehend politischen Tendenzen dienen. Im Westen kann man die Zusammenhänge nicht so kennen. Die Meisterwerke der Kunst Böhmens, die unter Karl dem IV. und im Barock eine übernationale, allerdings mit dem Gefüge des damaligen Deutschen Reiches auf das engste verknüpfte Ensembleleistung mit zahlreichen individuellen Gipfelpunkten darstellten, sind ja außerhalb Mitteleuropas viel zu wenig bekannt. Die deutsche Kunstwissenschaft hat im übrigen einiges versäumt, die Sonderstellung dieses Kunstraumes und seine räumlichen wie personalen Bezüge genügend herauszuarbeiten. Wissenschaftler und Museumsfachleute der heutigen Tschechoslowakei dienen nun bewußt oder unbewußt dem Regime, indem sie — die Pariser Ausstellung von 1957 war das markanteste Beispiel — nationale Einengung und Umfrisierung ganzer Epochen schaffen. Sie bedienen sich dabei geschickt kunstgeschichtlicher Anknüpfungspunkte, so mit Recht der Tatsache, daß der Prager Wenzel Hollar, der wahrscheinlich aus einer teils tschechischen, teils deutschen Familie stammte, in England seine zweite Heimat gefunden hat.

Interessanterweise hat Dr. Ladislav Kesner, der der Gemäldeabteilung der Prager Nationalgalerie vorsteht, in der Katalogeinführung das Spezifische der tschechischen Kunst im Sinn für die "Realität" gesehen. Er verfolgt diesen Gedanken, nicht ohne Kapriolen der Beweisführung, durch die Kunstgeschichte Böhmens. Hier gäben sich, etwa im Vergleich zwischen Škréta und Reiner, neueren tschechischen Meistern und Kubin oder Hegenbarth interessante Aspekte, die hier freilich nur angedeutet werden können. Das, wohin Kesners Beweisführung schließlich führen könnte und sollte, nämlich zum (nationalen und sozialistischen) „Realismus" der Gegenwart, deutet er nur an, vorbereitet u. a. durch die Hinweise auf die „Kunst als Teil des ideologischen Kampfes für die politische und kulturelle Befreiung". Ja, er behauptet, die tschechische Kunst habe im 19. Jahrhundert in dieser Befreiung ihre „höchste Mission" gesehen. Auch von dieser Seite wird also, neben der verständlichen und löblichen Absicht, den britischen und tschechoslowakischen Kulturaustausch zu verstärken, der politische Zweck der Ausstellung in solcher Zusammensetzung unterstrichen.

Nicht ganz motiviert erscheint der Anhang mit 21, auch im Niveau sehr unterschiedlichen Werken der Glaskunst. Hier ist die Auswahl sehr großzügig, die Ahnenschaft im Hinblick auf die jüngsten Beispiele höchst makaber: Mitteleuropäische, schlesische und böhmische Becher und Pokale vom 16. Jahrhundert an werden von nordböhmischen Gläsern aus der Werkstatt Egermanns, der Lobmeyer u.a. gefolgt. Von 1892 gibt es dann einen Sprung bis 1950. Und da stehen, als wäre nichts gewesen und hätte die Welt die Zwischenzeit verschlafen, verschiedene nicht ganz überzeugende Arbeiten (darunter ein Teller mit dem eingravierten Raub der Europa) mit Künstlernamen und den Angaben: „Atelier Lobmeyer", „Karlsbad Glass Work" usf.

Das Unternehmen als ganzes mag nicht allzu erfolgreich geworden sein. Kein Zweifel aber, daß ihm weitere, besser vorbereitete folgen sollen.

-ere-

HANS WATZLIK

Am 16. Dez. 1959 wäre der in Unterhaid geborene Böhmerwalddichter Hanz Watzlik 80 Jahre alt geworden. Aber allzu früh, am 24. 11. 1948, legte der todkrank aus tschechischer Haft Entlassene „Böhmens Wanderstab, aus Dorn geschnitten", aus der Hand. In der Patenstadt der Sudetendeutschen, in Regensburg, der er in glücklicheren Tagen seinen großen Altdorfer-Roman „Der Meister von Regensburg" gewidmet hatte, fand er eine würdige letzte Ruhestätte.

Geblieben aber ist uns sein Werk. Romane und Erzählungen aus der Kraft des Volkstums und der Geschichte des Landes, Bauern-

geschichten von starker Ursprünglichkeit, heitere Erzählungen voll urwüchsigen, prallen Humors, einige reizvolle Kinderbücher, etwas Dramatisches und ein Schatz wohlklingender lyrischer Gedichte bilden die reiche Lebensernte, geschöpft aus einer blühenden Phantasie, wie sie nur selten ein Dichter aufweist. — Dabei ist Hans Watzlik einen schweren Weg gegangen: vom dichtenden Volksschullehrer, um dessen Schaffen sich lange niemand kümmerte, zum freien Schriftsteller im böhmerwäldlerischen Neuern und zum bekanntesten Sudetendeutschen der zwanziger Jahre, wie damals die Umfrage einer Zeitung ergab, und schließlich zum verfemten deutschen Dichter, den die Tschechen zum Schweinehirten erniedrigten und todkrank ins Elend schickten. — Das Grundmotiv aller seiner Werke war, in hundertfacher Abwandlung, immer wieder die Heimat, zu deren Lob er die schönen Worte fand:

Heimat, du meine Erde,
du muttereinziger Ort!
Heimat, du wundervolles,
du starkes, gutes Wort!

DR. JOSEF SCHNEIDER

Ernst Jünger:

JAHRE DER OKKUPATION

Ernst Jünger hat den dritten Teil seines Kriegs- und Nachkriegstagebuches unter dem Titel „Jahre der Okkupation", 312 S., im Ernst Klett Verlag Stuttgart, den Bänden „Gärten und Straßen" und „Strahlungen" folgend, erst jetzt veröffentlicht. Aus dem Abstand der Jahre heraus wird die Zeit vom April 1939 bis zum Juli 1940, aus der scheinbaren Kirchhorster Idylle mit der scheinbaren Unbeteiligkeit des Beobachters umso eindrucksvoller dargestellt, als der Dichter im Grunde zutiefst an allem Geschehen beteiligt ist, unter ihm leidet und die Folgerungen zu ziehen bemüht ist. Sein Miterleben läßt ihn Worte und Gedanken des Verständnisses für die am meisten Betroffenen finden. Immer wieder gedenkt er der Vertriebenen, und für das Schicksal der Sudetendeutschen hat er eine Stellungnahme gefunden, die heute gilt wie in den grauenvollen Tagen, da sie niedergeschrieben wurde.

E. S.

Auf Seite 89 heißt es:

Kirchhorst, 11. Juni 1945

„... Am Abend meldete der Rundfunk, daß die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus dem Sudetenland im vollen Gang ist. Darunter sind ohne Zweifel Millionen Unschuldige, denen eines Tages ein Kläger erwachsen wird. Es gehörte bereits zu den Mißgriffen des Versailler Diktats, sie unter Fremdherrschaft zu stellen; jetzt sollen sie dafür büßen, daß sich das als unsinnig erwies. Unschuldig zahlen sie auch dafür, daß ein schlechter Anwalt sich ihrer gerechten Sache bemächtigte. Das weiß jeder, der diese Menschen kennt und die Art, in der sie unterdrückt wurden. Man hört auch hier von grauenhaften Ausmordungen. Flüchtlinge erzählen Einzelheiten, die alles unterbieten, was ich in unserer an solchen Schrecken doch überreichen Zeit seit 1917 vernommen habe, und die ich dem Papier nicht anvertraue, ja löschen möchte aus meinem Innersten. Ich nehme an, daß die große Mehrzahl der Tschechen sie mit ohnmächtigem Grauen betrachtet hat. Man weiß ja, eine wie kleine Schicht von Tätern in labilen Lagen zur Veranstaltung bestialischer Schauspiele genügt.

Die Nachricht kam durch den Londoner Sender, dessen Empörung über die bei uns zulande begangenen Greuel ich während der letzten Jahre oftmals billigte. Was soll man aber von dem Behagen denken, das so offenkundig über die Mitteilung dieser neuen Scheußlichkeiten waltete? Während die Stimme des feisten Frühstückers mir das Herz umdrehte, sah ich das namenlose Elend auf den Grenzstraßen. Ich möchte wohl wissen, was Männer, die ich achte, darüber denken, wie etwa Gide. Einäugige Humanität ist widriger als Barbarei."

BESPRECHUNGEN

Bilanz aus Böhmen / Dr. Viktor Aschenbrenner

In zeitlich nahem Abstand sind zwei Veröffentlichungen erschienen, die einen tiefen Blick in die Veränderungen in Böhmen, in den Sudetenländern und in der Tschechoslowakei überhaupt zulassen. Es handelt sich um eine statistische Arbeit von Dr. Alfred Bohmann „Bevölkerungsbewegungen in Böhmen 1847 - 1947 mit besonderer Berücksichtigung der nationalen Verhältnisse" (s. Besprechungen in Heft 4/58/59) und um die Arbeit von Dr. Rudolf Urban, „Die Tschechoslowakei", enthalten in Birke/ Neumann: Die Sowjetisierung Ostmitteleuropas 1945 - 1957 (Alfred Metzner Verlag 1959).

Der eiserne Vorhang hat sich für die Sudetenländer etwas gehoben. Da sich beide Autoren auf tschechische Veröffentlichungen, darunter weitgehend auf amtliches Material stützen, besteht kein Grund die Ergebnisse in Zweifel zu ziehen, zumal sie auch mit Beobachtungen übereinstimmen, die Reisende persönlich machten.

Die beiden Probleme, vor die die tschechische Regierung nach 1945 gestellt war, lauteten: Wie sind in der Wirtschaft nach der Vertreibung der Sudetendeutschen (fast ¼ der Bevölkerung) die fehlenden Kräfte zu ersetzen? bzw. Wie soll die Wirtschaft umstrukturiert werden? und nach 1948: Wie kann das kapitalistisch-demokratische Land sowjetisiert werden?

Die nationale Frage war gelöst, in den Sudetenländern gab es keine Deutschen mehr, die zurückgebliebenen bzw. zurückgehaltenen bildeten nur eine geringfügige Minderheit und waren keineswegs in der Lage oder gewillt, nationale Rechte anzumelden. Ihrer Entnationalisierung stand nichts im Wege.

Der Besiedlung der sudetendeutschen Gebiete stand jedoch nicht nur die rein zahlenmäßige Schwierigkeit entgegen, sondern die wesentlich anders geartete Wirtschaftsstruktur und die gleichzeitig von sowjetischen Plänen geforderte Verstärkung bestimmter Industrien. Am schwierigsten war es, die sudetendeutsche Landwirtschaft fortzuführen. Trotz Heranholung slowakischer bäuerlicher Kräfte, die in ihrer Heimat ebenfalls an Gebirgsgelände gewöhnt waren, gelang es auch nicht annähernd, geeignete Arbeitskräfte ansässig zu machen. Die Wiederbesiedlung der „Grenzgebiete" blieb trotz Kollektivierung (oder vielleicht wegen dieser?) bis heute ungelöst.

Die Bevölkerung Böhmens betrug

i. J.	abgerundet auf Tausende	Dichte
1847	4 399 000	84
1880	5 560 000	107
1910	6 769 000	130
1921	6 670 000	128
1937	7 248 000	139
1947	5 674 000	108

Die Bevölkerungszahl, die in dem letzten Jahrhundert — mit Ausnahme eines kleinen Rückschlages infolge des ersten Weltkrieges — ständig angestiegen war, ist 1947 im Endergebnis auf den Stand von 1880 zurückgeworfen. Aber auch im Jahre 1950 weisen die amtlichen tschechischen Zählungen den Bevölkerungsstand nur mit etwa 5,8 Millionen aus.

Durch die neugeschaffenen Verwaltungseinheiten (kraj), die in der Größe den in der ersten Republik geplanten, dann aber aus nationalen Gründen nicht verwirklichten Gauen (župa) entsprechen, ist allerdings die ehemalige böhmisch-mährische Landesgrenze verwischt worden. Die Länder Böhmen-Mähren-Schlesien wurden zu *einer* Einheit, Čechy, zusammengefaßt. Der böhmische Gebietsteil umfaßt 10 Kreise: Prag, Budweis, Pilsen, Karlsbad, Aussig, Reichenberg, Königgrätz, Pardubitz und auf Mähren übergreifend Iglau und Brünn. (Auf Iglau entfallen 200 700, auf Brünn 6 600 Bewohner des ehemaligen Böhmen.)

Die Zahl der Ortschaften in Böhmen, die im Anhang des nur für den Dienstgebrauch bestimmten Administrativen Gemeindelexikon der Tschechoslowakischen Republik für das Jahr 1955 als untergegangen (zanikla) bezeichnet werden, beträgt in Böhmen 320 mit einer Fläche von 1 157,94 km².

Die Karte zeigt, daß von Südböhmen bis Eger an der Grenze entlang in einem langen Gürtel von verschiedener Breite die Ortschaften untergegangen sind. Außerdem massieren sich solche Stellen bei Oberplan, im Gebiet der oberen Moldau (229 km², 11 Gemeinden), bei Neubistritz (50 km², 9 Gemeinden), bei Außergefield (231 km², 8 Gemeinden), nördlich Taus (114 km², 9 Gemeinden), im Duppauer Gebirge bis zum Kaiserwald (283 km², 43 Gemeinden einschließlich der Stadt Duppau selbst) und südsüdöstlich von Roll-Niemes (Hühnerwasser), (138 km², 14 Gemeinden).

Die höchstgelegenen Zahlen untergegangener Ortschaften — oben wurden die politischen Gemeinden gezählt — zeigen folgende politischen Bezirke:

Kaplitz	35	Kaaden	44
Krummau	56	Karlsbad	22
Prachatitz	7	Theusing	9
Winterberg	7	Marienbad	5
Bischofteinitz	15	Böhm. Leipa	25
Tachau	14	Datschitz	10
Taus	12	Iglau	11
Eger	8		

In der Zahl dieser „untergegangenen" Ortschaften äußert sich erschütternd die Bilanz des Versuches, den Lebensraum von mehr als 3 Millionen Deutschen, davon 2 144 000 in Böhmen, einnehmen zu wollen. Dazu kommt, daß die Bevölkerung auch in vielen ländlichen Gemeinden Deutschböhmens katastrophal zurückgegangen ist, so daß oft nur ein Bruchteil der Häuser bewohnt ist. Diesem Rückgang im bäuerlichen und industriellen Gebirgsland steht an industriellen Schwerpunkten und im Bergbaugebiet eine Bevölkerungszunahme oder nur geringfügige Abnahme gegenüber:

Gemeinde	1939	1947
Oberleutensdorf	13 465	14 566
St. Joachimsthal	6 588	6 806
Krummau	8 357	11 724
Reichenberg	69 195	52 798
Aussig	67 063	56 328
Brüx	36 454	32 635
Teplitz-Schönau	26 281	22 783
Böhm. Leipa	12 000	11 991
Dux	9 646	8 229
hingegen		
Karlsbad	53 311	30 911
Eger	35 507	14 533
Asch	23 123	11 378
Graslitz	12 597	6 294

Aber gerade dieser relativ hohe Bevölkerungsstand in Stadt und Industrielandschaft läßt den Rückgang in den übrigen ländlichen ehemals deutschen Gebieten besonders kraß und für die wirtschaftliche Entwicklung verhängnisvoll erscheinen. Alle Planungen, die landwirtschaftlichen Grenzgebiete zu besiedeln, sind gescheitert, das wiederholt aufgestellte Plansoll der Siedler ist nur zu 10 % erfüllt worden.
Über diese Strukturänderung der Wirtschaft unter sowjetischem Einfluß gibt die Arbeit Dr. Urbans interessante Aufschlüsse.
Waren in der ersten Bodenreform (1919 - 1925) 1,8 Millionen Hektar erfaßt, so fielen nach 1945 2,9 Millionen an. In der Hauptsache wurden jedoch nur Kolchosen oder Genossenschaften gebildet. Anfangs 1959 bestanden in der Tschechoslowakei 12 140 Kollektivwirtschaften, die sich über 71,9 % des Bodens erstreckten. Das Programm wurde von Gottwald klar formuliert: „Ohne den Übergang des Dorfes zum Sozialismus wird es bei uns keinen Sozialismus geben.". Daß die Maßnahmen eine Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung gebracht hätten, darf bezweifelt werden. Während 1937 die Lebensmittel 12,9 % der Einfuhr ausmachten, betrug 1953 ihr Anteil 31 %.
Ähnlich waren bei Handwerk und Handel 1954 bereits 76 % staatlich, 23,7 % genossenschaftlich und nur noch 0,3 % privat. In der Industrie waren 1953 bereits bereits 99,6 % sozialisiert und nur noch 0,4 % privat. Das Kontrollsystem der Plan- und Prämienwirtschaft brachte eine starke Zunahme der Angestellten-Funktionäre, so daß 1953 auf 3,20 Arbeiter ein Angestellter entfiel, gegenüber 4,65 i. J. 1948.
Die Gewerkschaften haben eine völlig neue Aufgabe erhalten. So heißt es: „Im schroffen Gegensatz zu ihrer Stellung im kapitalistischen Staat sind die Gewerkschaften im volksdemokratischen Staat die engsten Mitarbeiter des Staates. Sie gewährleisten die Erziehung der breiten werktätigen Massen, damit diese die Weisungen, Verordnungen und Gesetze der Regierung einhalten, damit diese Millionen von Menschen die ihnen von der Regierung der Arbeiterklasse nach den Richtlinien der K. P. auferlegten Aufgaben erfüllen."
Sogar der „Sokol", die Turnbewegung, die für das tschechische Volk eine nationale Angelegenheit ersten Ranges war, wurde am 10. 10. 1952 durch Anordnung auf die

Landgemeinden und kleinen Städte beschränkt, in denen keine gewerkschaftlichen Sportorganisationen bestanden. Anstatt des Sokolkongresses wurde 1955 eine Spartakiade abgehalten.

Die Gleichschaltung im totalitären System ist total. Die Partei ist oberstes Organ und so bekennt man sich zu folgendem Satz: „In unserer volksdemokratischen Republik kann es keine Trennung der Gewalten geben. Die Staatsgewalt liegt in den Händen der Arbeiterklasse." (1957). Dies trotz der fiktiven Aufrechterhaltung der Gleichheit aller Bürger in der Verfassung und der Ablehnung von Vorrechten. In der Verfassung werden gewährleistet: Freiheit der Person (§ 2), des Hauses (§ 4), der Niederlassung (§ 7), Postgeheimnis, Gewissensfreiheit, Religionsausübung, Meinungsäußerung (§ 18), Presse (§ 21), Recht sich zu Versammlungen und Vereinen zusammenzuschließen (§ 23). Allerdings werden diese Rechte und Freiheiten durch Nachsätze praktisch wieder aufgehoben: „soweit sie nicht das Strafgesetz verletzen" und „soweit dadurch nicht die volksdemokratische Ordnung bedroht wird".

Das Rechtswesen ist völlig verändert worden. 1953 sind 53 000 Volksrichter tätig, auf jeden Straf- oder Zivilsenat kommen 50 Volksrichter, die durch die Nationalausschüsse gewählt und abberufen werden. Die Rechtsanwälte sind staatliche Angestellte, ihre Zahl betrug 1956 etwa 800 gegenüber 5 057 im Jahre 1936. In der Rechtsordnung heißt es im § 8 . . ." hört jede Straftat auf, ein Delikt zu sein, wenn sie begangen wurde, um eine der Volksrepublik, ihrer sozialistischen Entwicklung oder den Interessen der Arbeiterklasse drohende Gefahr abzuwenden." Und von einem Rechtsanwalt wurde zum neuen Strafrecht gesagt: „Widersprüche im Gesetz müssen durch Unterordnung des formalen Rechts unter die Parteipolitik gelöst werden."

Das gesamte Bildungs- und Erziehungswesen ist darauf ausgerichtet dem Sowjetismus zu dienen. Der Schulminister Nejedly sagte 1951: „Liebe zum russischen Volk und Liebe zur russischen Sprache gehören ganz untrennbar zu unserem Patriotismus."[a] 1954 wurde gesagt: „Wir sagen ganz offen, daß wir die Jugend im Geiste der Ideologie der Arbeiterklasse erziehen . . . unsere Schule ist eine erklärter und konsequentermaßen politische Schule" und 1956: „Das Ziel der Schule muß sein, die Jugend zu konsequenten Anhängern der kommunistischen Ideologie und Moral zu erziehen." —

Wenn man alle Maßnahmen und Ergebnisse, — die erwähnten sind nur Teilausschnitte des Materials — überblickt, drängt sich die Erkenntnis auf: Das tschechische Volk hat den Nationalstaat gewonnen, aber die Freiheit verloren. Auch die Souveränität des Staates ist eine Scheinsouveränität; das erwies sich bereits 1947, als die tschechoslowakische Regierung den beschlossenen Beitritt zum Marshallplan nicht vollziehen durfte, weil Stalin mit Kündigung des Freundschaftspaktes drohte. 1948 wurde die Fusionierung der Sozialdemokratischen Partei mit der Kommunistischen Partei und die Übernahme der Macht erzwungen. Seither ist die Sowjetisierung in allen Bereichen vollzogen worden.

Die Tschechen, die Österreich als Völkerkerker bezeichnet hatten, haben in Verfolgung ihres Strebens, die Nationswerdung durch eine Staatsgründung zu krönen, sich in der ersten Republik dazu verleiten lassen, den effektiven Nationalitätenstaat als reinen Nationalstaat zu regieren. Sie haben damit Schiffbruch und eine moralische Niederlage erlitten, was ihnen international, nicht nur von deutscher Seite, be-

scheinigt wurde. Sie haben nach 1945, trotz der bösen Erfahrungen, die sie mit dem Nationalismus Hitlers gemacht hatten, die nationale Frage in ihrem Staat durch Vertreibung der Deutschen lösen wollen. Ihre Staatsgrenzen sind zwar Volksgrenzen geworden. Die slowakische Frage haben sie trotz vieler Bemühungen und Investitionen in der Slowakei nicht zu lösen vermocht. Die wirtschaftliche Kraft ist geschwächt. Sie haben den tschechoslowakischen Nationalstaat mit dem Preis der Freiheit bezahlen müssen.

*

SHORT EXTRACTS
from some ARTICLES of the PRESENT ISSUE

Bruno Brehm, in his report "MAY I SPEAK CANDIDLY?", tells of a Czech company commander he happens to meet on the Italian front in the autumn of 1918 before the Austrian attack on the Casara Tanzer. They very candidly exchange their views on the then situation. In the mid-thirties they meet again on a Carinthian lake, the Czech and his wife are very proud of "victorious justice", however, they kindly invite Bruno Brehm to visit them in their Olmütz home. When the Protectorate is occupied in 1939, the German in vain tries to find them out. After the Hungarian revolt in 1956 he gets a letter from Pistyan signed with a faked name, but obviously written by his acquaintance of the Casara Tanzer. The latter compares the frank and easy-going ways in the old Austrian army with the distrust surrounding him now, and goes on dreaming of what would have happened if "we" had taken the Casara Tanzer in 1918 and the old Monarchy had not been distroyed; and Bruno Brehm answers as an old comrade.

Wenzel Jaksch, in his article "BEHIND THE BLUE MOUNTAINS" tells how he climbed the Mandelstein near Hasbach in the "Waldviertel" to take peeps at his native village near Strobnitz behind the Iron Curtain in Southern Bohemia. Every year many thousands anxiously follow the changes they notice in their beloved home towns and villages. Jaksch sees that the frontier village of Göllitz has vanished without leaving a trace, but in the small market-town of Strobnitz he can still see the schoolhouse he went to for 8 years, he can almost see his family's old homestead — the pear — trees in their neighbour's orchard are visible at least. But between the dying villages there are some massive Kolkhoze buildings, real alien strongholds that change the landscape entirely. Behind the ranges of the Bohemian Forest the dying of the village begins, and it is not only the German village that dies — Gomulka will not for long have it his own way, for the Agro-town is a definite feature in total collectivization.

Rudolf Quoika contributes his article "UTRAQUISM AS A REALITY". (The Utra-

quists were another name for the Calixtines so called because they insisted that both the elements should be administered to all communicants in the Eucharist; here, however, the word denotes a way of cultural life developed in Bohemia in which both the Czechs and the Germans had their share, and which involved mutual respect and a sort of patriotism based on geography and common history). The author tells of the strong social ties between Czech and German musicians of Prague in the sixties and seventies of the last century, the love of music superseding all national discrimination. The roots of this symbiosis are seen in the philosophy of Josephinism; the Government encouraged a sort of nationally shaded Austrianism, there were "Utraquist" grammarschools with the language of instruction changing yearly in the exact and historical sciences. And there were also many "Utraquist"" marriages especially among musicians, e. g. Tomaschek-Ebert, Škroup-Kleinwächter, Smetana-Ferdinandi. Von Ebert, Meißner, Hartmann represented this attitude among the poets. The Czech composer Tomaschek set to music many German poems, Franz Škroup, who composed "Kde domuv muj" (a song from his opera "Fidlovačka"), also wrote German operas. Smetana's second wife, Bettina Ferdinandi, persuaded her husband to return from Sweden, for 24 years they lived a life of exemplary happiness symbolizing the symbiosis of Czechs and Germans. In 1872 the "utraquist" scholastic system had to give way, in 1882 the University was divided into two institutions. And soon also "Utraquism" in the families was a lost cause.

Ferdinand Staeger, the wellknown painter and graphic artist, has turned eighty. In his *own contribution* he tells of Munich where he came from Prague in 1908; of the German-Bohemian Artists' Club there, to which Rilke, Leppin, Max Brod, Moissi, Brömse, R. Teschner etc. belonged; of his work for the Weekly "Jugend"; of the Prince Regent and his ways of encouraging the arts; and of the very colourful and varied artistic life comprising all tendencies from Romanticism to "Youth Style", which were all on view in the Glass Palace simultaneously.

Josef Michels, in his essay "FERDINAND STAEGER 80 YEARS", gives a short biography of this interesting painter and illustrator, who was born at Trebitsch, Moravia, on 13th March, 1880, the fifth among his parents' six children. He made his way to the Weaver's School at Brünn and the School of Applied Arts in Prague, and his work as a designer of textiles was not without influence on his later work as a painter. From Prague he went to Vienna where he won his first great success (Prize of the Moravian Trades' Museum), but soon he returned to Prague. Now his portraits combining romanticism and realism were more and more showing the characteristic traits of his personal style. In 1907 he painted the frescoes of St. Thomas's at Neuern. Among his paintings "Paradise Lost", "The Weavers", his several treatments of the "Rest on the Flight", and his portraits of Peter Dörfler, Gerhart Hauptmann and Dr. Hugo Eckener are widely known. In the meantime he had moved to Munich.

His etchings (e. g. from the Bohemian Forest) and his pen-and-ink drawings make him a leader in this sphere — we think of his "Beethoven", "Kätchen von Heilbronn", "Goose Girl" etc. He has illustrated Mörike's, Stifter's and Eichendorff's books. Having lost his Munich home and his studio in the country in consequence of the war, he now lives at Penzberg in Upper Bavaria.

Viktor Aschenbrenner:

SUDETENLAND. EIN ÜBERBLICK ÜBER SEINE GESCHICHTE

(Bad Reichenhall, Verlag Neue Schule. 144 S. kt., DM 3.80.)

„Bücherei und Bildung", die Fachzeitschrift des Vereins deutscher Volksbibliothekare e.V. bringt (Oktober-Heft 1959) nachfolgende Besprechung:

Bis zum Ersten Weltkrieg bezeichnete man das Gebiet, das wir heute unter Sudetenland verstehen, als Deutschböhmen, Deutschmähren und Österreichisch-Schlesien. Als die 1918 entstandene Tschechoslowakei die Verwendung dieser Bezeichnungen verbot, setzte sich sehr schnell der Name Sudetendeutsche und Sudetenland durch. Viktor Aschenbrenner gibt in dem vorliegenden Bändchen einen gut lesbaren und klar gegliederten Überblick über die Geschichte dieser Gebiete von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Austreibung der Sudetendeutschen nach dem Zweiten Weltkriege.

Besonders gründlich geht er der Entwicklung des deutsch-tschechischen Verhältnisses im Laufe der Jahrhunderte nach und zeigt, wie mit dem Entstehen des nationalstaatlichen Denkens eine ausgeprägte Gegnerschaft zwischen den miteinander lebenden Völkern aufkommt.

In einem „Ausblick" am Schluß des Buches betont er, „daß im Interesse einer glücklichen Zukunft ein Schlußstrich unter die Vergangenheit gezogen werden muß, damit die Kette von Rache und Vergeltung sich nicht ins ungemessene fortsetze" und daß es die Aufgabe unserer Generation sei, „aus der Geschichte lernend, Ideen zu entwickeln, die eine neue Epoche des Zusammenlebens der Völker in Europa einleiten, die für seine Geistesgeschichte ein neues, glückliches Kapitel bedeutet."

Ein Literaturnachweis, eine Karte der Sudetenländer und ein Orts-, Personennamen- und Sachregister sind beigefügt. Das Bänddchen wird allen Büchereien empfohlen.

MAX BEIER

Anton Ernstberger:

JOHANN GEORG VON SCHILL

1736-1822. Der Vater des Freiheitskämpfers Ferdinand von Schill (Edmund Gans Verlag, Gräfelfing b. München, 189 S., ill., Lw. gbd., DM 14.80.)

Es dürfte wenig Deutsche geben, die nicht eines der vielen Bilder aus den Deutschen Freiheitskriegen kennen, das die Erschießung der elf Schillschen Offiziere in Wesel durch ein Kommando französischer Infanterie darstellt.

Der Name Schill ist seit 1945 immer mehr zu einem Politikum geworden. Jedenfalls feiert die sowjetisch besetzte Zone den Major Ferdinand von Schill als i h r e n Patrioten, und setzt ihn der „marschierenden" Jugend der Zone als Vorbild.

Wenn jedoch eine große westdeutsche Zeitung Ferdinand von Schill als einen feudalen Reiteroffizier bezeichnet, so unterliegt sie einem Irrtum, denn dieser tollkühne Freiheitsheld entstammt keineswegs einer feudalen Familie und er war auch kein preußischer Junker.

Prof. Dr. Anton Ernstberger/Erlangen, ein Wissenschaftler, der mit außerordentlichem Fleiß und Spürsinn scheinbar abseitsstehende historische Gestalten und Ereignisse so zu durchforschen und aufzuhellen versteht, daß sich das Hauptereignis oder die führende Figur plötzlich in einer ganz neuen Sicht darbietet (siehe dazu sein Buch über Hans de Witte, Wallensteins genialen Finanzmann!), hat seit Jahren der Familie Schill nachgeforscht, (Ernstberger: Ferdinand von Schills Nachlaß, München 1958).

Soeben erschien, rechtzeitig zum 65. Geburtstag des Autors, gefördert vom Adalbert-Stifter-Verein, ein Buch über den Vater des Freiheitshelden, über Johann Georg von Schill (1736-1822), das den Untertitel „Vom Egerländer Häuslerssohn zum Reichsadeligen" trägt!

Aus einer Unsumme von Archivarbeit und Forschung entsteht das lebendige Bild eines zielstrebigen, bäuerlich-soldatischen Menschen. Zugleich das farbenfrohe Bild der Zeit vor den Freiheitskriegen. Dadurch wird Weg und Ziel jener Männer verständlicher, die mit einer tollkühnen Entscheidung den eigenen, unentschlossenen und schwankenden König zum Handeln bewegen und einen Aufstand gegen den Korsen entfesseln wollten. Johann Georg von Schill zählt zu den historischen Gestalten des Sudetenlandes, genauer gesagt, des Egerlandes. Hier wurde er geboren, hier wuchs er auf, von hier aus begann sein Aufstieg. Als gleichgesinnter und gleichstrebiger Mitkämpfer seines Sohnes steht er an Bedeutung neben ihm, in vielem sein Beispiel und Ansporn. Auch er war voll und ganz ein Schill.

Das Buch liest sich wie ein spannender Roman. Es führt den Leser nach Böhmen in das Dorf Schwitz, aus dem die Schill stammen, mitten hinein in die Reichsarmee, nach Kursachsen und nach Eger, wo der kursächsische Kavallerieleutnant Schill die Tochter eines angesehenen Bürgers, Anna Margaretha Traglauer, heiratet. Bald darauf wird der Offizier geadelt und Vertrauter Friedrich des Großen. Durch Kauf brachte Schill-Vater vier große Landgüter in seinen Besitz. Wohl fühlte er sich durchaus als ein Reiter, er aber wollte auch ein Ritter sein und es dem Geburtsadel gleichtun. Auf einem dieser Güter, die bis auf eines schon zu seinen Lebzeiten wieder verkauft werden mußten, auf Wilmsdorf, wurde Ferdinand geboren, —

Ferdinand von Schill, dessen Name seit 1806/07 ganz Deutschland kannte, seit 1809 die Länder Europas.

Für Schill-Vater, der nach 1809 nach Österreich zurückgekehrt war und bis zu seinem Tode um die Ehre seines Sohnes gekämpft hatte, aber gilt so recht, was Schiller die Reiter in „Wallensteins Lager" singen läßt:

„Wohl auf, Kameraden,
auf's Pferd, auf's Pferd!
ins Feld, in die Freiheit gezogen!"

XAVER SCHAFFER

Günther Grundmann:

DAS RIESENGEBIRGE IN DER MALEREI DER ROMANTIK

(2. erw. Auflage, 202 S., 112 Abb. und 3 Farbtafeln, Wilhelm Korn, München, 1958. Leinen, DM 14.80.)

Das neuaufgelegte, erweiterte Werk Grundmanns, dessen eindrucksvolle Bildauswahl gefangen nimmt, birgt hinter dem schlichten Titel ein groß angelegtes Bild, das in zahlreichen biographischen Skizzen deutscher Maler geistig-kulturelle Wechselbeziehungen zwischen verschiedensten deutschen Landschaften widerspiegelt. In einer Darstellung der Riesengebirgsmalerei führt Grundmann den Leser von der künstlerischen Entdeckung des Riesengebirges durch den Klassizismus über Christoph Nathe zu dem Höhepunkt romantischer Landschaftsmalerei, die in Caspar David Friedrich einen einzigartigen Interpreten fand. Der ästhetischen Deutung Carl Gustav Carus' folgen die Spätromantiker Moritz v. Schwind, P. C. Geissler und übergehend zur Malerei des Biedermeier, Ludwig Richter. Sie gaben dem sagenhaften Herrscher des Riesengebirges Rübezahl künstlerische und bildhafte Gestalt und verschafften damit dem Gebirge einen ersten Platz im Herzen des deutschen Volkes. Ein nachromantischer realistischer Ausklang, vertreten durch Adolf Dreßler, gibt dem behandelten Stoff eine Abrundung, die das Werk zu einer beispielhaften Darlegung der Landschaftsmalerei überhaupt werden und einen weiten Leserkreis ansprechen läßt. Der Kunsthistoriker wird die umfassenden Quellenangaben und die erstmals veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen Caspar David Friedrichs, der Kunstliebhaber die zahlreichen reizvollen Wiedergaben von Gemälden, Graphiken und Stichen dankbar annehmen. Die Leser, deren Heimat im Riesengebirge liegt, sehen die vertraute Landschaft in ihrem innersten Wesen erfaßt: Idyllische Täler, wildromantische Berge, Stätten naturgewaltiger Kräfte, umweht von Rübezahls Flüstern.

A. KL.

Bildernachweis:

Kunstdrucktafeln:

„Das Sternbild des Adlers", fünffarbig. Astrologische Handschrift des Avenarres, nach 1398 in Prag für König Wenzel geschrieben. (München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm. 826.)

„Burg am Abend" Konrad Kexser von Eichstädt, Bellifortis. Das älteste deutsche Kriegsbuch, eine Anleitung zur Herstellung von Kriegsmaschinen und Heeresbedarf, verfaßt zwischen 1391 und 1405 in Böhmen, Kaiser Ruprecht und der deutschen Nation gewidmet. — Die Burg auf unserer Abbildung ist der Burg Karlstein ähnlich. (Göttingen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, Ms. philos. 63.)

Beide Bilder aus dem Band *„Albert Boeckler, Deutsche Buchmalerei"*, Verlag Karl Robert Langewiesche Nachfolger Hans Köster, Königstein/T.

„Der Sturm auf dem Meere" von Herbert Heinisch, vierfarb. Farbdruck aus dem Bändchen *„Verkündigung in Bildern"*, Verlag Ernst Kaufmann, Lahr.

„Zwei Luchse", Pinselzeichnung mit Tusche von Josef Hegenbarth. Aus *„Josef Hegenbarth, Gemälde und Zeichnungen"*, Staatliche Museen zu Berlin, 1959.

„Selbstbildnis" von Ferdinand Staeger.

„Der junge Adalbert Stifter" von Ferdinand Staeger.

Beide Bilder aus der Monographie von Reinhold Konrad Muschler *„Ferdinand Staeger"*, Verlag Max Koch, Leipzig 1925.

„Der Verleger Franz Kraus", Zeichnung von Oskar Kreibich. Aus dem Bildarchiv des Bogen Verlages, München.

Redaktionelle Hinweise:

Im Heft 4 nennt Josef Mühlberger einleitend in seiner Besprechung der deutschen neuen Übersetzung des Romans Babička von Božena Němcová irrtümlich Dvořak als Komponisten der sinfonischen Dichtung „Mein Vaterland" (S. 414). Es muß richtig Smetana heißen. Dazu schreibt Anton Enders:

Der Zyklus „Mein Vaterland" ist natürlich von Smetana, die einzelnen Sätze dieses Tongemäldes hat Smetana in den Jahren 1874—1879 vollendet und der Stadt Prag gewidmet.

Am Schluß der Partitur zu „Vyšehrad" stehen neben dem Datum der Vollendung (18. November 1874) die Worte: „Im Zustand des Ohrenleidens".

20 Tage danach, am 8. Dezember 1874 wird „Die Moldau" beendet. Am Ende der Partitur steht Smetanas handschriftliche Bemerkung: „Ich bin völlig taub".

Das nächste Werk ist „Šarka", dessen Komposition am 20. Feber 1875 beendet war, eine dramatische Ballade.

Am 18. Oktober desselben Jahres (1875) hat Smetana auch die pastorale Tonmalerei „Aus Böhmens Hain und Flur" fertiggestellt.

„Tabor" und „Blanik" — letzteres als Krönung des Zyklus gedacht, hat Smetana in den Jahren 1878 (13. Dezember) und 1879 (9. März) beendet.

Smetanas Werke waren zu seinen Lebzeiten außerhalb der Grenze Böhmens wenig bekannt. Erst die Wiener Internationale Theater- und Musikausstellung des Jahres 1892 begann an Smetana das gutzumachen, was die Welt zu seinen Lebzeiten versäumt hatte.

*

Im Beitrag *„Böhmische Geschichte — von Prag gesehen"* von Dr. Fritz Indra wird der Satz wie folgt berichtigt:

S. 283, 24. Zeile v. ob.: Epoche (statt Sprache)
S. 284, 14. Zeile v. ob.: . . . für die offizielle tschechische Geschichtsschreibung ist die „deutsche Historiographie der neueren tschechischen Geschichte erfüllt . . ."

Diesem Heft liegen die Prospekte des Adam Kraft Verlages, Augsburg und der Ackermann-Gemeinde, München, bei!